

**Martin Zenker**

# **Durchs wilde Afghanistan**

**Notizen und Beobachtungen zwischen  
schwarzem Tee und Fladenbrot**



Martin Zenker: „Durchs wilde Afghanistan. Notizen und Beobachtungen zwischen schwarzem Tee und Fladenbrot.“

### **Inhaltsverzeichnis**

Vorwort.....	Seite 3
19. Juli – Auf dem Weg nach Zentralasien.....	Seite 4
20. Juli – Ein Sonntag in Tadschikistan.....	Seite 8
21. Juli – Brückentaufe kurz vor Mitternacht.....	Seite 18
22. Juli – On the Road to Mazar-e Sharif.....	Seite 33
23. Juli – Zwischen Moderne und Vergangenheit.....	Seite 44
24. Juli - Marmol, das Dorf in den Bergen.....	Seite 72
25. Juli – Fährmann hol über.....	Seite 90
26. Juli – Kurzer Abschied und auf nach Hause.....	Seite 102
Interview mit Rupert Neudeck.....	Seite 105

**Aktuelle Informationen über die Arbeit der Grünhelme gibt es unter**  
*[www.gruenhelme.de](http://www.gruenhelme.de)*

## **Vorwort**

Alles begann mit einem Praktikum im Bundestag Büro von Ulrich Kasparick. Dass mich dieses Praktikum nach Afghanistan führen würde, hätte ich mir wohl nie träumen lassen. Doch Ulrich plante zusammen mit Rupert Neudeck und im Auftrag von dessen neuer Hilfsorganisation Gruenhelme e.V. eine Tour durch den Norden – ohne Netz und doppelten Boden. Eigentlich sollte anfangs eine Gruppe von Bundestagsabgeordneten fahren, doch das Eigentlich verschob sich mehrfach und so lag die Tour dann plötzlich auf einem Termin, zu welchem ich sogar noch alle Formalitäten wie Reisepass, Visa, Impfungen etc. hinbekommen konnte. Ich ergriff die sich mir bietende Chance und begleitete Ulrich und Rupert auf ihrer Tour im Norden. Was wir in Afghanistan erlebten, welche Eindrücke ich von dort wieder mit nach Hause brachte, davon handelt dieses kleine E-Book, welches in Form eines Tagebuches gehalten ist. Da ich mit dem Aufschreiben aber erst nach der Reise begann, möge man mir an der einen oder anderen Stelle die Schwäche meines Gedächtnisses nachsehen.

Fotografiert habe ich auf der Reise auch sehr viel – mehr, als ich mir jemals zugetraut hätte. Und wäre ich nicht mit einem begrenzten Budget auf Tour gegangen, ich hätte noch viel mehr dieses wunderbaren Landes im Bilde festgehalten. So sind ‚nur‘ 480 Bilder entstanden, die mal in richtig guter, mal in nicht ganz so gelungener Form das Land und vor allem die Menschen im Bild festgehalten haben. Doch in diesem Büchlein ist aus Platzgründen (Sie müssten dann einige MB herunterladen) nur auf dem Titel Raum für ein Bild. Die übrigen Bilder können sie vielleicht in ihrem Kopf bilden. Aber vergessen Sie dabei bitte alles, was sie in den Nachrichten über Afghanistan gesehen haben. Werfen Sie die Vorurteile über Bord und träumen Sie von einem Land, in welchem der Zauber von tausend und einer Nacht immer noch im Staub über den Dörfern hängt.

Barby, 2. Oktober 2003

Martin Zenker

## **19. Juli – Auf dem Weg nach Zentralasien**

Kurz vor 16 Uhr im Terminal 1 des Münchener Flughafens. Reisebeginn. Für 995 Euro kaufte ich mein Flugticket am Tadschik-Air Schalter und damit meine Eintrittskarte in eine neue Welt. Rupert Neudeck und Ulrich Kasparick, die ich eine Woche lang auf dieser Tour begleiten sollte, saßen noch unten im Cafe und genossen noch einmal die westliche Getränkekarte. Der Abschied von der Familie fiel ein wenig schwer – die Unsicherheit, die dank der deutschen Medien über der Reise lag macht die Trennung nicht gerade einfach.

Afghanistan – nicht gerade das Reiseziel, von dem ich immer geträumt hatte. Aber die Chance, zusammen mit Rupert Neudeck ein derartiges Land zu entdecken und zu erleben, bietet sich nur einmal im Leben. Und so war ich dann hier auf dem Flughafen, bereit, zusammen mit Rupert und Ulrich zuerst über Istanbul nach Tadschikistan zu fliegen, um von dort aus mit dem Jeep nach Afghanistan zu fahren. Abenteuerlich würde die Reise auf jeden Fall werden, aber das die Abenteuer bereits in Deutschland beginnen, war mir nicht ganz so klar. Aber lesen sie einfach selbst.

Vor der Sicherheitskontrolle am Check-In stand eine lange Schlange. Wohl dem, der zur Gruppe wohlhabender Urlauber gehörte, die mit Air Seychellen auf eben jene Inselgruppe flogen. Während ihr schicker neuer Flieger draußen am „Boarding Finger“ bereits festgemacht hatte, durften sie sich an der Schlange vorbeibewegen.

Wir drei stellten uns ans Ende der Schlange. Zwischen vielen Türken, die das billige Tadschik-Angebot nach Istanbul nutzten, näherten wir uns Schritt für Schritt dem Gepäck-Durchleuchter. Plötzlich stellte ein Mann seinen Koffer neben uns ab und verschwand einfach wieder. Etwas ungewöhnlich kam es mir schon vor, aber Rupert und Ulrich blieben ruhig. Nach fünf Minuten ist auch der Kofferbesitzer zurück. Keine Bombe, kein Attentat. Diese verdammten Nachrichten hatten mich doch schon in Ansätzen paranoid werden lassen. Später im Flugzeug saß der Kofferbesitzer neben Rupert. Es war ein Türke, der in Kanada lebt und wegen eines Gerichtstermines um das Erbe seines Vaters auf dem Weg in die Heimat war.

Die Dame am Check-In Schalter zeigte sich nach dem Erblicken von Ulrichs Diplomatenpass sehr kooperativ. Sie setzte uns auf drei zusammenhängende Plätze – zumindest in der Theorie ihres Flughafenjobs bei Aerogate. Rupert lachte nur über ihre Bemühungen, er kannte bereits die Bedingungen an Bord.

Nach der Passkontrolle dann erst einmal Zeit für erste Gespräche. Rupert meinte, dass es wohl sein letzter Trip über Duschambe sein würde. Die Ariana, Afghanistans Fluggesellschaft, flöge mittlerweile regelmäßig von Frankfurt nach Kabul. Die Route über Kabul sei mittlerweile sicher genug und auch weitaus weniger anstrengend und umständlich. Was er damit meinte, wurde mir erst in den nächsten Tagen richtig bewusst.

Mit fünf Minuten Verspätung begann dann der Boarding Vorgang. Nur am „Passagier-Finger“ unseres Gates stand kein Flugzeug. „Die werden immer hinten irgendwo auf dem Rollfeld abgestellt, damit die Europäer nicht die schmutzigen Flieger sehen.“, meinte Rupert. Und natürlich ist es einfach auch nur billiger.

Die Türken und Tadschiken bildeten schnell eine sehr lange Schlange. Wir beschlossen, das Ganze ruhig anzugehen. Zu ruhig vielleicht. Als wir endlich die schmale Treppe zum Rollfeld hinunter erreichten, ist der erste Bus gerade voll und abgefahren. So standen wir dann mit knapp vierzig anderen Personen bei brütender Sonne in dem Glasverhau und fühlten uns wie die Holland-Tomaten im Gewächshaus. Die Tür nach draußen, die einzige Lüftungsmöglichkeit, blieb zu – Sicherheit ist oberstes Gebot. Nach sieben Minuten kam endlich der zweite Bus und wir wurden aus dem Glashaus befreit. Rote Farbe hatten wir aber schon bekommen.

Die Tupolew 154 draußen auf dem Rollfeld machte von weitem einen recht guten Eindruck. Zumindest sauber schien sie zu sein. Ich beeilte mich, auf der Gangway noch schnell ein Foto von Ulrich zu schießen. Am oberen Ende dann doch erste Zweifel – Roststellen an den Nietten neben der Tür.

Drinnen im Flugzeug trat dann das ein, wovon Rupert schon gesprochen hatte. Zwei Großmütterchen mit Kopftuch und ihr Enkel saßen auf unseren Plätzen und sahen kampfesbereit aus, diese auch ja zu behalten. Auch sonst saß jeder so ziemlich da, wo er gerade Platz fand. Da wir das Flugzeug fast als letzte betraten, bedeutet das für uns Reihe 26 statt Reihe 12. Rupert und Ulrich saßen neben dem Mann mit dem Koffer vom Flughafen. Mich verschlug es neben zwei Türken.

Nachdem alle Passagiere verstaut waren gab es erst einmal russische Bonbons. Unsere Maschine rollte langsam zur Startbahn. Ulrich erzählte eben noch einen Witz davon, dass die Russen die stärksten Raketentriebwerke bauen – nur von

Aerodynamik hätten sie keine Ahnung. Aber dafür könnten sie einen Traktor auf den Mond schießen.

Ohne den sonst üblichen letzten Stop am Anfang des Runway gab unser Pilot aus dem Lauf heraus Vollgas. Die doch schon betagte TU 154 zeigte, dass auch sie ein Machwerk russischer Antriebskunst ist. Und wie den Traktor rüttelte es uns langsam in die Lüfte über dem Franz-Josef-Strauß Airport.

Ich hatte Zeit, mir unser Fluggefährt ein wenig anzuschauen. Die Maschine war sehr laut, man sah ihr die Jahre an, die sie bereits auf dem Buckel hat. Die beiden Stewardessen im Polyester-Charme des alten Imperiums verteilten die Getränke – Wasser oder Cola aus dem Plastikbecher. Dann gab es etwas zu essen. Die Betonung liegt auf etwas. „Leckerer Essen“ – wenn mich nicht alles täuscht habe ich mir meine Magenverstimmung und den Durchfall, der mich die gesamte Reise über begleiten sollte, bereits auf dem Hinflug zugezogen. Zum Essen servierte die Polyesterdassen auch ein Heißgetränk. Teebeutel und Instant-Kaffee wurden vorher verteilt, kleine Plastiktässchen waren dem Essen bereits beigelegt und dann tanzten die Polyesterdassen mit einem Wasserkocher durch den schmalen Gang und verteilten ohne Unfälle das heiße Wasser in den Tassen. Eine beachtliche Leistung angesichts der engen Gänge und Sitzreihen sowie des gemütlichen Schunkelns unserer Maschine.

Ich hatte mich für einen „Ceylonskii Tschai“ entschieden – die russische Bezeichnung für schwarzen Tee. In diesem Fall auch der Herkunftsort des Tees. Ulrich meinte, dass die Russen selber sehr guten Tee haben und lieber den austeilen sollten. Aber wahrscheinlich sei er nur zu teuer.

Nachdem das Essen abgeräumt war, las ich ein Buch über „Rumi“ von Annemarie Schimmel, welches ich mir von Ulrich ausgeliehen hatte. Ich wollte mich noch ein wenig mehr über das Land informieren, in welches ich jetzt flog. Einige Infos hatte ich mir bereits besorgt, aber man konnte ja nie zu viel wissen. Bis Istanbul schaffte ich knapp 40 Seiten.

Sich mit Rupert und Ulrich zu unterhalten war fast unmöglich, denn ständig wollte irgendjemand zum Klo. Auch aus dem Fenster konnte ich nicht schauen, denn das türkische Ehepaar neben mir war der Meinung, dass sie zwar am Fenster sitzen wollten, aber bitte kein Licht von draußen hereindringen sollte. Ansonsten war der

Flug nicht gerade sanft. Einige Luftlöcher und Turbulenzen. Mein Magen spürte jedes leichte Durchsacken der alten Tupolew.

Nach zweieinhalb Stunden Flug erreichten wir Istanbul. Es war bereits Dunkel – wir flogen ja auch mitten in die Nacht hinein. Unser Zwischenstopp hörte auf den schönen Namen „Sabiha Gökçen International Airport“. Ein Milliardengrab im schicken Ami-Stil, das mitten in Istanbul liegt und außer ein paar russischen Maschinen, die des Dumpingpreises wegen kommen, keine Flieger anzieht. Unsere Maschine war in dieser Nacht die einzige. Wir wurden mit einer Transit-Karte ausgestattet und dürfen uns frei bewegen. Mehr Personal als Passagiere war auf den Beinen. Im Duty-Free-Shop, wo 200 Gramm schweizer Schokolade für elf Dollar auf einen Käufer warteten, herrschte ruhige Aufgeräumtheit. Die beiden Verkäuferinnen in ihrem schicken Outfits mit den neuen Turnschuhen sollten in dieser Nacht keinen Cent Umsatz machen.

Ulrich nutzte den Stop für einen letzten Anruf zu Hause. Rupert hielt sich mit ein paar Sportübungen fit. Auch die anderen Passagiere versuchten einfach ihre Zeit herzubringen. Über ein Stunde saßen wir auf dem SGIA fest – wegen nichts und wieder nichts. Zumindest war es die Chance, um dem Klo der Tupolew, welches Rupert in den blühendsten Farben beschrieb, zu entgehen.

Eine Horde kleiner Kinder mit blinkenden Turnschuhsohlen tobte durch die verwaist da liegende Abfertigungshalle. Sie flogen mit der ganzen Familie nach Tadschikistan und obwohl es selbst für deutsche Verhältnisse schon recht spät für sie war, zeigten sich die Kleinen noch putzmunter.

Eine englisch dahinholpernde Stimme forderte uns zum Check-In auf. Der Flug sollte auf der zweiten Etappe nicht ganz so voll werden wie auf der ersten. Die Sicherheitsbeamten in Istanbul schienen nur zur Ausbildung im Flughafen zu sein. Rupert war der Meinung, dass die Passagiere von Tadschik-Air hier zum „learning by doing“ beitragen. Die „Professionalität“, welche man an den Tag legte, schien dies zu erhärten. Bestimmt, aber bei wirklichen Problemen bestimmt genauso hilflos fertige man uns und die übrigen Passagiere ab. Nachdem wir endlich im Bus waren, rollte dieser erst einmal drei Meter vor, damit der zweite Bus – für Nicht-Transit-Passagiere – dichter an der Tür zu stehen kommen konnte. Erst ein langes Warten – ein Europäer hatte sich verspätet. Ein Geschäftsmann wie es aussah, der sich aber in

keinster Hinsicht schuldig zu fühlen schien. Nachdem er endlich im Bus war – der Mann musste ja unbedingt in Bus Nummer Eins, fuhr man uns die 20 Meter bis zum Flieger.

Wir waren diesmal mit die ersten im Flugzeug. Einen Gangplatz galt es zu sichern, damit man ungestört die Füße ausstrecken konnte. Geling uns auch. Neben mir auf den Fensterplätzen kommt eine Frau mit ihrem Sohn zum Sitzen – ihr Mann musste sich erst einmal mit dem Platz neben Ulrich auf der anderen Seite zufrieden geben. Ich war erst einmal auf meine eigene Nachtruhe bedacht. Nachdem aber fest stand, dass niemand mehr einsteigen würde und neben Ulrich noch ein Platz frei war, verhalf ich der Familie zur Wiedervereinigung in der engen Sitzreihe und mache es mir auf den beiden Fensterplätzen neben Ulrich bequem.

Kaum waren wir in der Luft, gab es noch einmal etwas zu Essen – die bereits bekannte Prozedur, nur diesmal sogar etwas warmes. Die Kinder aus der Flughafenhalle waren mittlerweile müde und ruhig. Doch an Schlafen war nicht zu denken. Hoch über dem im Dunkel liegenden Zentralasien herrschte im Flieger halbe Jahrmarktsstimmung. Tadschiken scheinen mit Hummeln im Hintern geboren zu werden. Die Väter und großen Brüder der Knirpse waren es, die jetzt durch das Flugzeug geisterten und die Zeit totschlügen.

„Totschlagen könnte mich im Notfall auch das Cargo“, dachte ich so bei mir, denn hinten in der Maschine wurden vier Sitzreihen kurzerhand zum Frachtraum umfunktioniert und das Gepäck – Koffer und Kisten – bis zur Decke der Kabine gestapelt. Alles ungesichert. Eine scharfe Bremsung, und der ganze Babel wäre wie ein ungebremster Tresor über die Köpfe der vor ihm liegenden Passagiere gesegelt. Ich machte ein Foto vom schlafenden Rupert und versuchte, die Ladung mit aufs Bild zu bekommen. Dann reichte es auch meinem Körper. Irgendwie schaffte ich es, es mir ein wenig bequem zu machen und die Augen für ein paar Stunden zu schließen.

## **20. Juli – Ein Sonntag in Tadschikistan**

Als ich meine Augen wieder öffnete, war am Horizont bereits der leichte Schimmer des Morgenrot zu sehen. Das Gefühl für Zeit hatte ich verloren. Links von uns schälte sich der Gipfel eines Berges aus dem grauen Dunst des Morgens. Links hinter

dem Flugzeug, kurz über der Wolkendecke, bewegte sich der Große Wagen in Richtung Westen. Unser Flieger brachte uns unserem Ziel entgegen – dem fernen Osten. Unter uns waren Lagerfeuer und ab und an auch Lampen in der Wüste zu erkennen. Alles grau. Nur nach und nach hoben sich die Konturen von kleinen Feldern von der Nacht ab. Die Sonne war noch nicht zu sehen, aber das Weiß unseres Flugzeuges konnte man im Dämmerlicht des Morgengrauens langsam erahnen. Ich versuchte einige Fotos zu machen, aber ohne Blitz gestaltete sich das auch nicht gerade einfach. Noch einmal zu schlafen hatte ich keine Lust, also betrachtete ich die fremde Landschaft einige tausend Meter unter uns.

Nach einer knappen Stunde ging der Pilot dann zum Landeanflug über. Es war mittlerweile recht hell und ich sah bereits Duschanbe unter uns – Rupert hatte mit seiner Bemerkung aus München wohl recht: aus der Luft eine zutiefst langweilige Stadt.

Halbwegs sanft setzt die TU 154 auf der Betonpiste von Duschanbe auf. Verschlafene Soldaten standen hinter Stacheldrahtzäunen auf ihren Wachtürmen entlang des Runway. Immer noch sichtbare Zeichen des gerade erst beendeten Bürgerkrieges auch in diesem Land. Am abgelegenen Teil des Rollfeldes stand eine amerikanische Transportmaschine vor einer kleinen Lagerhalle. Ein knappes Dutzend Tadschik-Air-Maschinen, die größtenteils stillgelegt aussehen, warteten auf dem Rollfeld. TU 154, TU 134, AN 28 und MI 8 – der Stolz der sowjetischen Luftfahrt degradiert zu langsam dahinrostenden Ersatzteilspendern.

Um 6.45 Uhr, mit nur 15 Minuten Verspätung, stiegen wir vor dem trostlosen Flughafengebäude der tadschikischen Hauptstadt aus. Soldaten mit den alten SU-Militär-Mützen mit dem großen Mützenschirm und Polizei tummelten sich auf dem Rollfeld. Obwohl unsere Laufstrecke mindestens 30 Meter betrug, weit mehr als in Istanbul, ist weit und breit nichts von einem Bus zu sehen. Wir laufen zu Fuß zu einem kleinen Vorgarten – zumindest hat man hier noch nicht die Idiotie des durchreglementierten Europa in allen Facetten übernommen.

Ein dunkelhaariger Mann mittleren Alters kam auf uns zu. „Hello Mr. Rupi!“, rief er freudig. Es war Sultan Paiwand, unser treuer Begleiter für die nächsten Tage. Er begrüßte uns alle recht herzlich.

Ein älterer Herr mit Brille suchte sich seinen Weg durch die Menge. „Hallo Herr Neudeck!“, grüßte er Rupert. Es war Wolfgang Kistenich, Geschäftsträger in der Deutschen Botschaft in Duschanbe, der eben selbst erst von einer längeren Reise zurückgekehrt war, es sich aber nicht hatte nehmen lassen, uns und die übrigen deutschen Gäste zu begrüßen. Und er überbrachte uns auch gleich die Einladungen für eine Diner-Party bei ihm zu Hause am gleichen Abend. Für einen deutschen Beamten fast schon erstaunlich – sonntags um kurz vor sieben auf dem Flugplatz Gäste begrüßen.

Sultan kassierte erst einmal unsere Pässe ein und verschwand im inneren des Abfertigungsgebäudes. Wir standen derweil in dem kleinen Garten, der die Abgrenzung zum Rollfeld bildete, und unterhielten uns kurz mit Herrn Kistenich. Als dieser gerade zwei weitere Deutsche begrüßte, kehrte Sultan zurück und forderte und nachdrücklich zum Mitkommen auf.

Die übrigen Passagiere standen bereits in einer langen Schlange vor der Passkontrolle. Aber Sultan kannte im durchaus als „für Gefälligkeiten anfällig“ zu bezeichnenden Tadschikistan die richtigen Leute, so dass wir wie geschmiert an der wartenden Menge vorbei unseren Weg nach draußen nehmen konnten.

Die Passkontrolle wirkte mit ihrer Blechverkleidung nicht gerade einladend. Auch die Wartehalle hatte wohl schon bessere Tage gesehen. Das Rot der Wände und leere Nischen ließen darauf schließen, dass hier früher ganz im Sinne der KpdSU dekoriert worden war.

Vor dem Flughafen dann eine Überraschung. Es herrschte beinahe Volksfeststimmung. Ein Tadschike wartete auf zwei Herren eines deutschen Energiekonzerns. Viele farbenfrohe Gewänder, die Nationaltrachten, sowie die Blumenrabatten vor dem Flughafen gaben in der Morgensonne ein schönes Bild ab. Das Flugzeug aus Europa kommt in Tadschikistan nur einmal pro Woche. Darum sind diese Flüge für das Land auch so wichtig, denn oft sitzen die wichtigen Leute genau in dem Flieger. Insofern meinte Rupert, dass der Auflauf eigentlich nur natürlich sei. Sultan forderte uns auf, ihm zu folgen. Ich hätte gerne ein paar Fotos gemacht, aber da ich keine Ahnung hatte, wie die Polizisten auf eine Kamera reagieren würden, ließ ich es fürs erste lieber erst mal bleiben.

Wir gingen mit Sultan an den wartenden Menschenmassen und an der alten Gepäckausgabe vorbei. Wie unser Begleiter sagte, wurde diese gerade renoviert. Von Arbeiten war aber nichts zu sehen. Hinter der „Baggage“-Baracke führte ein verbeultes Tor auf einen schäbigen Hinterhof. Ein flacher Lagerschuppen mit blinden Fenstern und ein weiteres rostiges Tor am Ende – Gepäckausgabe in Tadschikistan. Wir waren für den Moment die Einzigen hier, aber nach und nach füllte sich das Areal mit Flugpassagieren und stinkenden, schrottreifen Wolga-Taxen. Sultan schickte einen „Attachee“ mit unseren Ticketmarken in die Spur. Als nach vierzig Minuten immer noch nichts passierte, begab er sich selbst hinter die Kulissen des Gepäckmonopols. Zwischen den wartenden Fluggästen und ihren Tadschikischen Helfern hofften zwei Bettlerinnen auf ein Almosen. Die Kinder, die hier die Koffer trugen, jagten sie davon.

Nach anderthalb Stunden kam dann endlich Bewegung in die wartende und unruhige Meute. Das rostige Tor am Ende des Hofes öffnete sich – der Kampf um das Gepäck war eröffnet. Sultan war doch noch erfolgreich und kam mit unseren zwei Koffern bereits angefahren. So konnten wir dann als erst den Hof verlassen.

Sultans Wagen ist in Duschanbe einmalig – ein silbergrauer Mercedes Combi. 35000 Dollar hat er für den Wagen bezahlt. Und so fuhren wir dann im westlichen Luxus durch die zum Leben erwachende Stadt.

Auffällig an Duschanbe: an ziemlich jeder Straßenecke stand eine Polizeikontrolle. Aber Sultan, den Rupert als „graue Eminenz“ bezeichnete, kannt ehier jeden und mit einem Gruß waren alle Kontrollen gegessen. Wir waren müde und wollten eigentlich nur Schlafen. Aber ohne einen Kaffee, der dann doch zu einem Frühstück wurde, geht es in Tadschikistan nicht.

Auf dem Weg zum Restaurant gleich neben dem Präsidentenpalast fielen mir die vielen Leute auf, die in größeren Gruppen am Wegesrand standen. Bunt bekleidet – es war Sonntag – warteten sie auf kleine Lieferwagen, die hier als private Taxis das Rückgrat des öffentlichen Personennahverkehrs bilden. Zehn und mehr Personen drängten sich in einem Bus. Laut Sultan gibt es 5000 dieser Taxen in Duschanbe. Hinzu kommen noch ein paar normale Taxis und die altersschwachen Trolley-Busse. Ein eigenes Auto haben hier die wenigsten der eine Million Einwohner. Und so ist auf den zweispurigen Hauptstraßen genügend Platz für große Autos. Und wo der

Platz nicht ausreicht, da wird dann eine Hupe zur Hilfe genommen, um ihn sich zu verschaffen.

Gefahren wird nach Lust und Laune – und Geldbeutel. Die miserable Bezahlung der Polizisten gleichen diese auf andere Art und Weise wieder aus. Sehr zum Leidwesen der Mini-Busse. An fast jeder Ecke sahen wir einen Bus, der gerade von der Polizei kontrolliert wurde. Sultan erzählte uns, dass man zum Beispiel, wenn man betrunken Auto fährt und 100 \$ Strafe zahlen muss, lieber 10 \$ gleich an den Polizisten zahlt und damit sei die Sache gegessen. So läuft das in Tadschikistan.

Das Restaurant, welches Sultan für unser Frühstück auserkoren hatte, war traditionell hergerichtet, der Ort, wo sonst die großen Hochzeiten der Reichen gefeiert werden. So richtig geöffnet hatte es noch nicht, wir waren die ersten Gäste an diesem Morgen. Die Bedienungen waren noch damit beschäftigt, die Tische sauber zu machen, Stühle herunterzustellen. Uns blickte man ein wenig ungläubig an.

Das Restaurant selbst war sehr schön. Wir saßen im ersten Stock auf einer großen Terrasse, die von hohen weißen Säulen und einem mit traditionellen Mustern verziertem Dach überspannt war. Im Innenhof befanden sich die Treppen, die herauf zu dem im Karree angelegten Besucherplatz führten. Hinter diesem Hauptbau, der auch von der Straße zu sehen war, erstreckte sich noch einmal ein großer Innenhof, dieser jedoch nicht überdacht, der für größere Feierlichkeiten diente. Hinter dem Restaurant sah man alte Villen, die noch den Charme von glorreichen Zeiten unter dem bröckelnden Putz aufrecht hielten.

Sultan bestellte ein Frühstück für vier. Es gab tadschikisches Fladenbrot, Honig, Sauerrahm und hart gekochte Eier. Dazu ein leckerer schwarzer Tee. Alles zusammen für vier Personen für nur drei Dollar. Uns kam es wie ein Schnäppchen vor. Zumindest aus der europäischen Perspektive.

Im Restaurant tauchte auch Anja auf, Sultans rechte Hand in Tadschikistan. Sie nahm unsere Tickets mit, um unseren Rückflug zu bestätigen. Wir boten Anja zwar etwas zu essen an, sie lehnte aber ab mit dem Hinweis, dass sie gerade fast. Ulrich wollte das Frühstück bezahlen – aber da Sultan als unser Gastgeber fungierte, ließ er das nicht zu. Wir hätten auch Probleme bekommen, denn die Bedienungen nahmen keine Dollar.

Nachdem wir fertig gefrühstückt hatten, ging es zu unserer Wohnung. Wir wollten erst einmal nur schlafen.

Der Neubaublock, vor dem Sultan anhielt, macht keinen Vertrauen erweckenden Eindruck. Zwischen den verfallenen Eingängen standen große Tonnen, um die sich der Müll sammelte. Die Tonnen zeigten deutliche Zeichen von Feuer – so wird hier also der Müll entsorgt. Es stank erbärmlich. Abwasser floss gleich so wie es war in offene Kanäle. Epidemien und Seuchen sind bei derartigen Bedingungen vorprogrammiert.

Der Fahrstuhl funktionierte nicht. Wir quälten uns mit unseren Koffern durch ein enges und verkomm wirkendes Treppenhaus in den achten Stock. In manchen Etagen stapelte sich der Müll vor den Türen. Es sah aus wie mitten im Krieg. Licht gab es hier keines. Oben angekommen dann die Ernüchterung – wir waren im falschen Eingang, der Schlüssel passte nicht. Also wieder runter. Im Nachbareingang funktionierte aber dafür der Fahrstuhl, so dass wir nicht noch einmal Treppen erklimmen mussten. Richtiger Eingang, richtige Wohnung und eine richtige Überraschung. Machte das Haus von außen einen heruntergekommenen Eindruck, so zeigte sich die Wohnung auf niedrigem, europäischen Niveau. Ein richtiges Wohnzimmer mit Teppich und Fernseher – für Tadschikische Verhältnisse waren wir in einer Luxusbleibe, was auch Rupert bestätigte. Der Blick aus dem Fenster ging auf die Hügel nördlich der Stadt. Doch bereits auf dem Balkon begann wieder der Verfall aus dem Treppenhaus. Die Tadschiken hatten echt ein Problem.

Für Probleme hatten wir aber vorerst keine Zeit. Es ging nur noch ums Schlafen. Die Temperaturen waren mittlerweile im Hochsommer angekommen und wir packten uns nur mit Unterhose aufs Bett. Sultan sollte um zwei Uhr wiederkommen – sechs Stunden Zeit zum Schlafen.

Nach einem erholsamen Schlaf fühlte ich mich endlich in Tadschikistan angekommen. Meine innere Uhr hatte sich an die drei Stunden Zeitunterschied halbwegs gewöhnt. Sultan war fast pünktlich. Wir fahren mit seinem Mercedes zu seinem Büro. Es liegt in einem Viertel mit vielen einstöckigen Häusern. Viele der 126 Hilfsorganisationen, die in Duschanbe tätig sind, haben sich in diesem Viertel angesiedelt. Man sah es den Häusern an: feine Blechdachrinnen waren hier, im Gegensatz zum Rest des Landes, nicht selten.

Ein kurzes Hupen und einer von Sultans Angestellten öffnete uns das Tor. Wir trafen Anja wieder und Sultans Bruder Taj, den Rupert bereits von einer früheren Tour her kannte. In Sultans Büro dann die Tourbesprechung: Mazar-e Sharif wäre das große Ziel. Sultan meinte es sei zwar weit, aber möglich. Also wurde die Planung auf Mazar, wie Sultan seine Geburtsstadt immer nur nannte, festgemacht, der größten Stadt im Nordgürtel des Landes.

Sultan erzählte auch viel über Tadschikistan. Korruption ist in dem Land das größte Problem. Die Politiker – die ehemaligen Clans aus dem Bürgerkrieg, die mit ihren Pfründen von weiteren Kämpfen abgehalten werden sollen – leben es dem einfachen Volk vor. Und die haben oftmals keine andere Wahl, als ihre Hand aufzuhalten. Ein Lehrer verdient laut Sultan als Einstiegsgehalt zwischen 3 und 4 \$ im Monat.<sup>1</sup> Später dann 10\$. Das reicht oft nicht einmal für die Fahrt zur Schule mit dem Minivan. Und so sitzen sie dann in ihren Schulen, die tadschikischen Lehrer, und halten bei den Klausuren die Hand auf. Ein guter Abschluss, der den Weg zur Uni öffnet, wird dem Pädagogen mit 1000 bis 1500 Dollar versüßt. So lernen die Kleinen das System von der Pike auf. Nur kann ich es den Lehrern nicht einmal verübeln.<sup>2</sup>

Nach einem leckeren Kaffee – wenn auch für meinen Geschmack zu süß – ging es mit Sultans Wagen zum Sightseeing durch die Stadt. Wir fuhren gen Norden ins Warzab-Tal: ein malerisches Fleckchen Erde. Wenn es in Tadschikistan einmal Tourismus geben wird – hier ist seine erste Hochburg. Ein kleiner Gebirgsbach fließt durch ein grünes Tal. Überall kleine Häuschen am Ufer. Ab und an kleine Hotels und sogar ein Camping-Platz. Jungen mit Blumen stehen am Straßenrand und versuchen mit Pfeifen und Arme-Rudern einen Käufer zu finden. Immer wieder kleine Imbissstuben, vor denen auf Holzkohlegrills Fisch und Schaschlik gebraten wird. Aber die Idylle hat auch einen Beigeschmack.

Der Fluss, der Warzab, ist die Wasserersorgung der Stadt. Doch ein Wasserwerk gibt es nicht mehr. Die Menschen in Duschanbe trinken das pure Gebirgsflusswasser – mit all den Abwässern, die von den kleinen Dörfern entlang des Warzab eingeleitet werden. Im Frühjahr zur Schneeschmelze wird das Wasser dann schwarz, eingefärbt von den Sedimenten, die der Warzab mit sich ins Tal reißt. Es existiert zwar ein extra

---

<sup>1</sup> Ich gehe davon aus, dass es sich um einen Übersetzungsfehler handelte und er pro Tag meinte.

Ruhebecken, in welchem sich die Schwebstoffe absetzen könnten, aber weil sich niemand für die Instandhaltung zuständig fühlt, ist es mittlerweile unbrauchbar.

Weiter oben am Warzab, da wo das Wasser noch frisch und klar ist, erhebt sich ein großer Palast mitten im Tal. Fünf Millionen Dollar teuer – die Ferien-Datscha für den Präsidenten und seine Junta. Wir waren mit Sultan bis dort hinauf gefahren. Ein großer Zaun trennt den Palast vor den Blicken von der Straße. Mehrere Gebäude, ausladende Terrassen, ein Hauch von Riviera. Selbst in den ärmsten Ländern gibt es immer wieder genug für einige wenige zu holen, um im Luxus zu schwelgen.

Wir machten oberhalb des Präsidentenpalastes Rast. Ein einsamer Esel lief entlang der Straße. Gegenüber, auf der anderen Flussseite, ein bebautes Grundstück. Diesmal aber kein Palast, sondern nur ein einfaches Haus. Um das Wasser aus dem Fluss zu schöpfen nutzen die gewöhnlichen Menschen hier eine ganz einfache Methode: Wassermühlen, die durch die Kraft des Wassers eben jenes aus dem Fluss heraufbefördern.

Nachdem wir die Aussicht auf die Berge genossen hatten, die, wenn wir die Straße weitergefahren wären, auf einige tausend Meter ansteigen, zog es uns wieder in Richtung Hauptstadt. Auf dem Rückweg machten wir an „Sultans Place“ halt. Unser Reiseführer besitzt nämlich auch einen kleinen Anteil an der Tourismusindustrie im Warzab-Tal. Und so fuhren wir auf einer schmalen Brücke über den Fluss, um auf der anderen Seite im Schatten großer Bäume auf den für dieses Land typischen Metallgestellen Platz zu nehmen, die mit Decken belegt sind.

Gleich neben unseren Sitzmöglichkeiten floss der Warzab der Hauptstadt entgegen. Außer dem Rauschen des Wassers war hier nicht viel zu hören. Rupert zückte sofort sein Tonabend und nahm das Rauschen auf Band auf. Uns wurde ein Festessen aufgetafelt – Schaschlik, Salat, Melonen, Tadschik-Bread und vor allem gebratener Fisch. Der Fisch kam frisch aus dem Fluss und wurde über dem Holzkohlegrill so fein gebraten, dass man sogar die Gräten mitessen konnte. Derart lecker und knusprig habe ich so etwas noch nie zu essen bekommen. Nachdem eine Gästegruppe gegangen war, zogen wir auf eine Sitzgelegenheit direkt über dem Fluss um. Unter uns sprudelte das Wasser und sorgte so für eine angenehme Kühle.

---

<sup>2</sup> Die Preise in den Minibussen liegen bei ca. einem Dollar pro Fahrt umgerechnet. Da reicht das Geld dann vielleicht gerade für den Weg zu Schule und zurück – aber nicht weiter.

Der Sohn eines Ministers, ein guter Freund von Sultan, schaute vorbei und sagte Hallo. Auch sonst fand sich hier eher die gehobene Schicht der Tadschiken ein – für die einfachen Menschen wäre so ein Essen auch nicht zu bezahlen.

Kühlschränke brauchte Sultans Freisitz übrigens nicht. Melonen, Früchte und Getränke wurden im Wasser des Warzab auf eine angenehme Temperatur herabgekühlt. Hätten wir nicht noch den Termin in der Botschaft gehabt, wären wir wahrscheinlich noch den ganzen Abend dort draußen geblieben. Der ideale Ort, um die Probleme der Welt zu vergessen. Doch einen Geschäftsträger der Botschaft lässt man nicht lange warten. Und so fuhr uns Sultan mit einem rasanten Fahrstil, den er sich wohl bei Michael Schumacher abgeguckt haben musste, zurück zu unserer Unterkunft.

In Duschanbe nutzten wir noch einmal schnell die Möglichkeit uns umzuziehen. Ich packte mein Stativ ein, um entsprechend gewappnet für Nachtaufnahmen zu sein. Das Haus unseres Gastgebers liegt abseits der Hauptstraße. Auf dem Weg dorthin kamen wir an schmutzigen Kindern vorbei, die in der Gosse spielen – sich aber nicht minder darüber freuen, ein schickes Auto in ihrer Gegend zu sehen. Neben den nicht vorhandenen Rinnsteinen warteten Müllberge, bestialisch vor sich hin stinkend, auf ihre Verbrennung. Und mitten drin spielten die Kinder.

Hinter einem schicken Holztor dann eine andere Welt. Der kleine Hinterhof der Kistenichs strahlte einen Hauch von Deutschland aus. Kurzer grüner Rasen, Blumen, gedeckte Tische die auf ihre Gäste warten. Wir waren bereits zehn Minuten nach der Zeit, aber noch lange nicht die letzten Gäste an diesem Abend. Neben Mitarbeitern der Botschaft waren hier auch Vertreter von UNO und Rotem Kreuz anzutreffen. Besonders gelungen fand Ulrich, dass Herr Kistenich den afghanischen Botschafter in Tadschikistan eingeladen hatte, dessen Name ich mir aber unprofessioneller Weise nirgendwo notierte und der auch für unsere weitere Tour relativ unbedeutend bleiben sollte.

Der Abend verging mit viel Small-Talk, aber auch einigen interessanten Gesprächen. Ulrich und Rupert waren in die Gesellschaft schnell eingebunden, Ulrich auf Grund seines Amtes und Rupert auf Grund seines ihm voraus eilenden Rufes. Ich unterhielt mich während dessen mit Sultan, denn er war der einzige, den ich in dieser Runde kannte, und mit dem ich mich auch wirklich unterhalten wollte. Auf die Diner-Party-

Meta-Probleme-Ebene hatte ich an diesem Abend eher weniger Lust. Aber ich konnte trotzdem auch einigen hin und wieder interessanten Gesprächen lauschen.

Rupert hatte eine sehr ausführliche Unterhaltung mit Paul-Henri Morard vom Internationalen Roten Kreuz in Duschambe. Wie sich herausstellte, wurde ein Teil seiner Familie von Ruperts Cap Anamur aus dem Meer gefischt. Sein Schwiegervater, ein Korse, war in Indochina als Offizier bei der französischen Armee beschäftigt. Er heiratete eine Vietnamesin und ging mit ihr nach Frankreich. Der Rest der Familie, der diese Beziehung nicht gut hieß, blieb in Vietnam. Der Schwiegervater von Mr. Morard versuchte später immer wieder, bei der Nordvietnamesischen Botschaft die Ausreise des Restes der Familie zu erwirken. Ergebnislos. 1979 wollte dann aber auch dieser Teil aus Vietnam weg – auf dem Schiffsweg, wo sie dann wie Tausende anderer Boatpeople von der Cap Anamur aus dem Meer gefischt und nach Deutschland gebracht wurden. Wie Mr. Morard betonte, gibt es seitdem zwei Arten von Familienfeiern – die korsischen und die vietnamesischen, beide mit ihrer eigenen Struktur. Rupert freute sich natürlich, einmal auch so ein Feedback über seine Arbeit zu bekommen. Ich machte für mich eine Randnotiz: die Welt ist kleiner, als uns manchmal bewusst ist.

Im Laufe des Abends machte ich dann noch ein Interview mit dem afghanischen Botschafter. Aber nach einer Woche Fahrt muss ich leider sagen, dass das, was er zum Besten gab, nicht wirklich aussagekräftig für die Fahrt gewesen wäre. Er war halt, auch als alter Frontkämpfer der Nordallianz, der schon mit seinem Panzer im Fernsehen zu sehen gewesen ist (in einer französischen Dokumentation), durch und durch Politiker – bei kritischen Fragen redete er um den heißen Brei herum, ließ allerdings auch keine Gelegenheit aus, um auf Herrn Dostum herum zu hacken. Das machte ihn in meinen Augen dann sogar richtig sympathisch.

Ulrich hatte ein angeregtes Gespräch mit Gisela Nau. Sie arbeitet für die UNO in Tadschikistan und soll die Wahlen 2005 im Land beobachten. Früher war sie im Parteivorstand der SPD. Rupert meinte, sie sei eine fähige Frau, würde aber bei der UNO nichts werden dürfen. Frau Nau bekundete ihr Interesse uns auf unserer Tour zu begleiten. Rupert und Ulrich hatten nichts dagegen. Innerhalb von 15 Minuten hatte Sultan auch alles geregelt, damit sie mitfahren konnte. Selbst der afghanische Botschafter wäre für uns ein wenig früher aufgestanden, um ihr Visa auszustellen.

Aber all die Mühen waren vergebens, denn ihr Arbeitgeber, die UNO, sagte nein: die Reise in Nordafghanistan sei zu unsicher. Und so geht es dann Frau Nau wie vielen anderen Experten in den Botschaften. Sie schreiben Berichte, in denen sie die Lage in einem Land einschätzen sollen, dürfen sich aber das Land, über das sie schreiben, nicht einmal angucken, weil andere Berichte, die oftmals auf die gleiche Weise entstanden, zu dem Ergebnis kommen, dass da etwas zu unsicher ist.

Gegen zehn verabschiedeten wir uns dann von der Gartenparty. Ein anstrengender Tag lag vor uns. Und so fielen wir müde und erschöpft ins Bett und freuten uns auf den nächsten Morgen. Denn Montag Morgen sollte es endlich nach Afghanistan gehen.

### **21. Juli – Brückentaufen kurz vor Mitternacht**

Um sieben Uhr wollten wir am nächsten Morgen eigentlich losfahren. Aber von Sultan war weit und breit nichts zu sehen. Auch die Versuche, ihn auf seinem Handy zu erreichen, schlugen erst einmal fehl. Mit anderthalb Stunden Verspätung war er dann endlich da. Einer der Land Cruiser, der zu lange in der Garage gestanden hatte, streikte beim Anlassen. Die Batterie war einfach runter.

Gegen neun ging es dann los. Auf einem Schrottplatz mitten in der Stadt wechselten wir erst einmal das Fahrzeug – hinein in Sultans privaten Land Cruiser. Drei Afghanen hatten wir noch im Team, Taj, Abdul und Schafi. Die beiden anderen Wagen waren für einen Kunden in Mazar bestimmt – insofern war unsere Tour für Sultan auch gleichzeitig Arbeit.

Öl und Benzin sickern in Tadschikistan übrigens einfach ins Grundwasser. Der Schrottplatz machte einen verwahrlosten Eindruck und die beiden russischen Soldaten, die vor dem Tor standen, erhöhten diesen Eindruck nur noch. Überall der Gestank von Mineralölen in der Luft – kein guter Platz zum bleiben, und so ging es auf auf die Landstraße nach Süden.

Sultan schien alles, was wir an Zeit an diesem Morgen bereits verloren hatten, wieder einholen zu wollen. Wie ein vom Teufel Gejagter brettete er aus der Stadt heraus und raste über die Asphaltpiste Richtung Süden. Die Kontrollposten der Polizei wurden mit einem Hupen passiert. Kurz hinter der Stadtgrenze der Hauptstadt dann ein kurzer Stop – Trinkwasserversorgung. Für jeden im Auto gab

es eine 1,5 Liter Flasche Mineralwasser frisch aus dem Kühlschrank. Der Wetterdienst hatte für heute einen heißen Tag vorausgesagt, also war Wasser enorm wichtig. Für die Einheimischen ist es nur fast unerschwinglich. Später in Afghanistan wird eine solche Flasche stillen Wassers für 75 Cent bis zu einem Dollar den Besitzer wechseln – ein Luxusgut, das sich nur die Reichen und die Europäer leisten können.

Tadschikistan ist ein fast eintöniges, aber wunderschön eintöniges Land. Wo die Flüsse genügend Wasser liefern, sorgen Bewässerungskanäle aus Beton dafür, dass die Täler grün erblühen. Doch auch viele verfallene Kanäle fallen ins Auge, nicht gepflegt und mittlerweile kaputt. An Autos fahren vor allem die Minibusse über das Land und einige LKW. In den ländlichen Bereichen auch ab und an ein Esel.

Auf den Straßen war nicht viel Verkehr. Nur wenige PKW fuhren in unsere Richtung. Auch die Zahl der LKW war eher gering. Und meist handelte es sich auch um ältere Kamas-Modelle aus SU Zeiten. An einem steilen Anstieg mitten in einer Baustelle fuhren wir dann an einem liegen gebliebenen Bus vorbei. Trotz entfernter Abdeckung vor der Kühlung war der Motor heiß gelaufen.

Unsere Fahrt durch Tadschikistan zog sich in die Länge. Wir passierten Dörfer und Ortschaften. Die Landschaft schien sich ständig zu wiederholen und es ging stetig bergauf und bergab. Einige Stunden waren wir so unterwegs, immer am Limit des Möglichen fahrend.

Zwischendurch dann ein Schreck – die beiden anderen Wagen waren weg. Wir warteten, aber sie kamen nicht in Sicht. Als wir gerade umkehren wollten, erschienen dann doch noch die anderen Wagen. Wir mussten erst einmal eine Pause machen, denn wie sich herausstellte, hatte einer der Wagen ein großes Problem mit einem sich ständig überhitzenden Bauteil. Mit einem nassen Lappen reparierte Taj das Problem notdürftig und der Wagen hielt erst mal ein paar weitere Kilometer durch.

Kurz vor den großen Bergen, die vor Afghanistan auf unserem Weg lagen, dann ein letzter Stopp in einer kleinen Ortschaft – Wagen-Betankung. Dass eine Tankstelle aus einem großen Fass mit Benzin irgendwo im Schatten und einem Metalleimer nebst Trichter zum Befüllen des Fahrzeuges besteht, habe ich vorher auch noch nicht gesehen. Während auf diese abenteuerliche und bei 43 Grad im Schatten auch hundsgefährliche Art zwei der drei Jeeps betankt wurden, reparierte Taj weiter am dritten Jeep am Vergaser, der seit einigen Kilometern Probleme bereitete. Aber mit

einem wassergetränkten Tuch und gutem Zureden wurde der Wagen zur Weiterfahrt bewegt. Er musste bis Afghanistan durchhalten – vorher war eine Reparatur nicht möglich.

An einer russischen Kontrollstation reichte Sultans Hupen,<sup>3</sup> dass bei den Polizeikontrollen prima funktionierte, dann nicht mehr aus. Die Soldaten wollten seine Papiere sehen. Da er aber eine spezielle Erlaubnis vorweisen konnte, waren wir nach einer Minute auch an diesem Hindernis vorbei.

Während die anderen beiden Wagen weiterbrausten, betankte auch Sultan seinen Land Cruiser noch einmal an einer der Eimerstellen. Es dauert etwas länger – 160 Liter fassen Haupttank und Zusatztank des Wagens laut Sultans Angaben, auch wenn ich diese Zahlen nicht so ganz glauben mochte. Sultan meinte, dass das bis Afghanistan und wieder zurück reichen würde. Das Benzin sei hinter der Grenze nicht so gut. Bevor wir weiterfahren, gab es noch ein kräftiger Schluck Bier für unseren Fahrer und weiter ging es durch die Staublandschaft in Richtung Grenze.

In den Bergregionen, wo kein Flusswasser den Bewässerungsanbau ermöglicht, sah es viel trockener aus. Bäume erblickte man hier gar nicht. Nur ab und an Weizenfelder, die sich vom Braun des Lössbodens kaum abhoben. Die Menschen ernteten mit der Hand in der brütenden Sonne. Einige Kinder standen mit Wasserflaschen am Straßenrand und bettelten nach Wasser. Aber wir brauchten unsere Vorräte selber – ich trank an diesem Tag allein während der Fahrt drei 1,5 Liter Flaschen, ohne in den ganzen 13 Stunden auch nur ein einziges Mal auf Toilette zu müssen. Ohne Wasser hätten wir hier oben selber schlapp gemacht.

Kurz vor der afghanischen Grenze waren einige Berghänge, an denen noch Bäume wuchsen. Wie Sultan uns erzählte, reicht diesen Pflanzen das Wasser, welches in der Luft ist, um hier zu überleben. Ulrich überlegte laut, ob man hier nicht Baumpflanzprojekte durchführen könnte.

In der Nähe des Grenzflusses gab es dann wieder Bebauung. In Sichtweite eines russischen Wachturmes machte Sultan erst einmal ein Telefongespräch mit seinem Satelliten-Handy, meldete uns bei den russischen Posten an der Fähre an.

---

<sup>3</sup> Der Eingeweihte wird vielleicht wissen, dass dies weniger am Hupen lag als viel mehr an dem speziellen Nummernschild, einem so genannten „Bonzenschild“, welches uns Tür und Tor öffnete und den Fahrer als jemand wichtigen kennzeichnete.

Kurz vor dem Grenzübergang fuhren wir noch einmal durch ein staubiges und verschlafenes Nest. Sultan hupte den Polizeibeamten aus seiner Mittagsruhe, damit er die Schranke öffnete. Gleich dahinter ging es runter von der Straße. Der Weg zur Grenze bestand hier nur noch aus einer unüberschaubaren Zahl von Feldpisten und Jeepspuren, die sich kreuz und quer durch die staubige Hügellandschaft schlängelten. Es war ein Uhr. Die Sonne brannte und wegen des Staubes mussten wir auch noch die Fenster schließen. Ich hätte bereits jegliche Orientierung verloren, aber Sultan fuhr unbeirrt seinen Weg. Immer wieder standen verfallene Gebäude in der Landschaft. Die Überbleibsel des russischen Imperiums. Auf einer Veranda rissen wir im Vorbeifahren einen einfachen Soldaten aus dem Schlaf. Für ihn war dieser Job am Ende der Welt eine Strafe. Nur Sand und Sonne. Aber zumindest konnte er hier sicher sein, dass er in einem Stück nach Hause kam. Seine Kameraden in Tschetschenien konnten eben dies nämlich nicht.

Nach ein paar Kilometern kam der Grenzzaun in Sicht. Der Pjantsch fließt hier in einem großen Delta. Das sumpfige Gebiet hat einen großen Urwald, ein Dickicht hervorgebracht. Der Fluss ist die Grenze, aber die verfallenen Stacheldrahtzäune der Russen stehen erst da, wo das Grün des Dickicht ins Grau der Wüste übergeht. Ulrich fragte Sultan, ob das Gelände vermint sei. Dieser verneinte. Minen liegen erst auf der afghanischen Seite. Nach einer nicht enden wollenden Fahrt, bei der wir immer wieder halten mussten um zu schauen, ob auch die anderen beiden Wagen noch da waren, erreichten wir endlich den russischen Grenzposten. Zwei, drei Bäume, Lehmhütten, eine Wellblechbaracke und ein Zaun drum herum – so sieht der Außenposten der einstigen Weltmacht hier aus. Die Soldaten machten einen heruntergekommenen Eindruck. Einheitliche Uniformen sucht man hier vergebens. Zwischen all den Soldaten auch eine Frau – Rupert meint, sie sei wohl so etwas ähnliches wie eine Prostituierte, die die Truppenmoral aufrecht erhalten soll. Ob sie für alle Männer oder nur für die Offiziere hier ist, wissen wir nicht. Aber Rupert erzählte eine Geschichte, dass er bei einer früheren Fahrt einmal auf der Suche nach dem Kommandanten eine solche Frau nicht bekleidet bei eben jenem vorfand.

Der Chef des Postens kam gerade mit einem weißen Jeep von der Fährstation zurück. Wir waren ein wenig spät, Sultan hatte uns eigentlich für früher angekündigt. Die Kalaschnikows der Soldaten machten mich ein wenig nervös. Aber Sultan schien

seine Leute gut zu kennen. Nicht ohne Stolz sagt er „Das hier ist meine Grenze, da gibt es keine Probleme.“ Ich glaubte es ihm gern. Trotzdem dauerte mir die gesamte Begrüßungs- und Geschenke-Prozedur bereits zu lange. Wir warteten in der Sonne, Schatten gibt es hier für uns nicht. Rupert berichtete davon, dass direkt nach dem Krieg der gesamte Warenverkehr in den Norden Afghanistans über diesen Posten lief. Jetzt liegt alles wieder im wohlverdienten Dornröschenschlaf.

Nachdem wir an der Russenbasis endlich fertig waren erfolgte die Weiterfahrt zum Zoll. Drei russische Soldaten und der Commander begleiten uns auf dem Weg. Nach einem Kilometer Fahrt über eine richtig schlechte Piste tauchte ein flacher Lehmhau in der Wüste vor uns auf. Ein großer Zaun und ein Stück Mauer drum herum. Gleich neben dem Weg stand ein weißer Wohnwagen mit der Aufschrift „Tadschik Custom“. Oben drauf standen drei Bettgestelle. Die Nächte dort in der Wüste sind so heiß, dass man nur im Freien schlafen kann. Und dort oben ist man zumindest vor Schlangen und Skorpionen, denn die gibt es hier zur Genüge, sicher. Auf der Veranda der Hütte vertrieb sich ein halbes Dutzend Männer die Zeit. Sultan verschwand mit ihrem Chef in einem separaten Raum. Wir standen in der Sonne wie bestellt und nicht abgeholt und warteten. Was im inneren der Lehmhütte vorging, blieb ein Geheimnis. Wir machten es uns im Schatten des Hauses so gut es geht auf einem Bettgestell gemütlich. Neben uns versuchte ein Hund neben der Hauswand einfach den Tag zu überstehen. Die Zeit, bis Sultan endlich wieder erschien, kam mir wie eine Ewigkeit vor. Dann endlich die Weiterfahrt – auf zur Fähre von Kokul.

Die Fährstelle besteht aus nichts weiter als einem Blechwagen ohne Räder. Auf der anderen Seite setzten die Afghanen das Ponton-Gefährt mit Traktor-Antrieb in Bewegung. Der Schwimmkörper, einfach zusammenschweißte Ponton-Teile, liegt hier schon seit Ewigkeiten. An zwei Führungsseilen hängend wird es an einem Zugseil mit Hilfe des Traktormotors über den Fluss gezogen. Den Motor haben nach Kriegsende Rupert und die Cap Anamur hier installiert. Ursprünglich komme dieser Fährtyp wohl aus dem Iran, meinte Rupert.

Die Afghanen hatten an diesem Tag Probleme. Wegen des hohen Wassers hatte der Fluss viel Schwemmgut. Ein kleiner Baum verfang sich im Zugseil, so dass die Fahrt in der Mitte des Pjantsch erst einmal stoppte. Der russische Kommandeur setzte sich

derweil in die Blechhütte und schrieb akribisch jedes Detail aus unseren Pässen ab. Ich fragte mich, ob der KGB wohl nun einen Akte über mich anlegen würde?

Während wir auf die Fähre warteten, erzählte uns Rupert etwas über die geschichtliche Bedeutung des Flusses. Bereits Alexander der Große war an dieser Stelle über den Fluss gesetzt – für Archäologen eigentlich ein Mekka. Wie uns Rupert erzählte, finden die Bauern immer wieder noch intakte Tongefäße, die dann aber einfach zerdeppert werden. Ein Albtraum für Historiker.

Nach gut zwanzig Minuten war der russische Offizier endlich mit unseren Pässen fertig. Auch die Afghanen hatten ihre Fähre im Griff und legten endlich an. Die Jeeps schafften es mit etwas Anlauf auf die Fähre. Wir hüpfen zu Fuß auf Deck. Nachdem wir uns endlich vom Ufer entfernt hatten dann ein wenig Aufatmen – außer Reichweite der Russen. Die machen sich auch noch einen Spaß daraus, mit ihren Kalaschnikow noch einmal auf uns zu zielen. Getreu dem Motto ‚Unsere Armee liegt zwar am Boden, aber so lange wir die hier haben, macht ihr das was wir wollen...‘ Die Afghanen führten zumindest keine Waffen mit sich. Rupert und Ulrich genossen die Flussfahrt und ich versuchte mich mit einigen brauchbaren Fotos – das erste Mal am Montag, dass ich nicht aus dem fahrenden Auto heraus auf den Auslöser drücken muss. Nach gut zehn Minuten erreichten wir das andere Ufer. Zwei Mitarbeiter von Cap Anamur aus Dashte Qual`eh warteten bereits auf uns. Ein Mitarbeiter der Zentralregierung, ein Grenzkontrolleur, bat uns in ein kleines Häuschen zur Passkontrolle. Zumindest war man auf dieser Seite des Flusses weit aus freundlicher, als auf der russischen Seite. Wir durften im Inneren auf einer Bank Platz nehmen und noch einmal ein kurzes Formular ausfüllen. Die Afghanen waren freundlich und offen. Einer der beiden bat uns, die erst neu erhobene Gebühr von 5\$ pro Nase für Visa-Angelegenheiten zu entrichten. Rupert zeigte sich ein wenig sauer. Von einer derartigen Zahlung wusste er nichts und vermutete natürlich die Wirtschaft in die eigene Tasche. Er verlangte eine Quittung für die Summe, die ihm der Beamte auch sofort ausstellte. Er schien tatsächlich nur seinen Job zu machen – von Korruption zumindest erst einmal keine Spur.

„Ich will nicht, dass es in diesem Land genauso wird wie in Tadschikistan. Man darf so etwas erst gar nicht einreißen lassen.“, meinte Rupert zum Thema.

Nachdem die Fährgelbühr entrichtet und die Visa geklärt waren, ging es mit dem Jeep auf nach Dashte Qua`le. Unsere Route führte uns an einem steilen Hang entlang über eine staubige und sehr kaputt gefahrene Piste. Autos sah man hier keine. Der Esel ist das wichtigste Transportmittel. Kinder hüteten Rinder und Schafe auf den Wiesen am Flussufer. Die Dörfer oben am Steilhang sahen ärmlich aus. Einfache Lehmhütten – mehr nicht. Vor den Türen stapelte sich der getrocknete Kuhdung auf großen Haufen. In Ermangelung von Holz ist er hier das wichtigste Heizmittel. Man sah es dem Land an, dass es eines der ärmsten der Welt ist. In Tadschikistan waren die Häuser doch einen ganzen Deut besser, selbst die verfallenen. Hier in Afghanistan waren sie alle gleich mies. Aber den Leuten sah man es nicht an. Überall wo unsere kleine Karawane vorbeizog, winkten uns die Leute fröhlich zu oder ignorierten uns einfach, was aber fast nie vorkam. Die Felder wurden mit einfachen Gräben bewässert, waren grün. Ich hatte mir Afghanistan immer als einzige Wüste vorgestellt – das hier war so ganz anders. Der Weg nach Dashte bestand aus nicht mehr als eine Schotterpiste. Wir kamen zwar nur langsam voran, aber näherten uns endlich unserem Ziel.

An einer Kreuzung ein seltsames Bild. Ein Alter Mann führt einen Esel über die Straße, auf dem eine junge Frau sitzt. Genau so wurden in illustrierten Bibeln oftmals Maria und Josef abgebildet. Die Frau trug keinen Schleier und keine Burkha. Die Szene war zeitlos, hätte so auch bestimmt schon vor zweitausend Jahren stattfinden können, erst recht wenn man bedachte, dass Afghanistan auf eine sehr alte Kultur zurückblicken kann, wie uns in den kommenden Tagen immer wieder bewusst werden sollte. Wir fuhren weiter und ließen die beiden hinter uns. Zahlreiche Dörfer lagen neben der Straße.

Wie uns Rupert erzählte, hatte in einem der Orte auf dem Weg ein Reporter vom Stern gewohnt, der getötet worden war. In derartigen Momenten wurde es einem bewusst, dass man in einem ehemaligen Kriegsgebiet unterwegs war und nicht in einem Urlaubsland wie den Seychellen.

In Dashte Qua`le dann eine Überraschung. Auf einer freien Fläche neben der Straße erhob sich das Vorzeigeobjekt von Cap Anamur: das Gymnasium und das Krankenhaus von Dashte Qua`le. Die beiden zweistöckigen Schulgebäude bieten Platz für 1500 Schüler. Es ist das einzige Gymnasium weit und breit. Als Lehrer

fungieren in der Schule Afghanen. Gleich neben der Schule befindet sich das örtliche Krankenhaus. Zur Einweihung vor einem Jahr war richtig Prominenz angesagt: Afghanistans Entwicklungsminister Farhang war extra per Helikopter aus Kabul eingereist – ein Akt mit Symbolcharakter für die Region. Mit derartigen Gesten wird mehr zur Schaffung von Einheit in dem Land beigetragen, als es sich mancher in Deutschland sicherlich vorstellt. Aber das ein Minister aus dem fernen Kabul mit dem Hubschrauber in die Provinz kommt, um dort ein Krankenhaus zu eröffnen – das ist einfach etwas ganz besonderes in diesen Breiten, ein Tag, der den Menschen noch lange im Gedächtnis bleiben wird, wie Rupert meinte.

Von außen wirkten beide Gebäude schlicht. Wir fuhren aber erst einmal weiter zum Hauptquartier von Cap Anamur in Dashte. Direkt am Ortsrand, dort wo die Wüste sich bis zu den fernen Bergen am Horizont zieht, hinter einem staubigen Fußballplatz, wo die afghanischen Jugendlichen zwischen zwei altersschwachen Toren dem runden Leder hinterher jagen, haben die Mitarbeiter der Hilfsorganisation ihr Domizil. Ein einfaches Lehmhaus, wie viele andere hier am Ort, dass sich von außen nicht von seinen Nachbarn unterscheidet.

Drinne wurden wir von Peter, Aynur und Oliver vom Cap Anamur-Team in Dashte begrüßt. Es gab erst einmal Tee und nach den dreizehn Stunden Fahrt war das Sitzen im Schatten eine Erholung. Dass Rupert in Dashte vorbeischaute, ist für die drei eine besondere Freude. Peter, der Techniker, kannte ihn bereits. Aber für Aynur, die 25jährige kurdisch-türkische Krankenschwester aus Hagen, die erst seit fünf Wochen in Afghanistan war, war der Besuch von Rupert so etwas wie die Erfüllung eines Traums. „Ich wollte dich immer schon mal kennen lernen. Als ich dann hörte, dass du den Vorsitz abgegeben hast, war ich richtig traurig. Das ist so großartig, dass ich dich doch noch kennen lerne.“, meinte sie zu Rupert.

Noch während wir auf dem Hof saßen, kamen zwei weitere Damen von Cap Anamur mit dem Jeep auf den Hof. Es waren Katja und Döne, die beiden Krankenschwestern aus dem Cap Anamur-Hospital in Khwaja Ghar.<sup>4</sup> Sie hatten in Kunduz neue Bücher eingekauft, um die Ausbildung der Afghanen voranzubringen.

---

<sup>4</sup> Rupert diktierte mir den Namen der Stadt als Hodscha Ghar bzw. Hoxar Ghar, aber in den offiziellen UNO-Karten von Afghanistan fand sich dieser Ort nicht – zumindest nicht dort, wo er hätte sein müssen. Die einzige Stadt mit einem ähnlichen Namen ist Khwaja Ghar, so dass ich davon ausgehe, dass es sich um die richtige Stadt handelt.

Die beiden Krankenhäuser, die momentan noch von deutschem Personal geführt werden, sollen nämlich auf absehbare Zeit von den Afghanen selbst geleitet werden. Die vier „Krankenschwestern“, Aynur, Katja, Döne und Oliver, zogen sich zu ihrer Wochenplanung zurück. Ich begleitete sie, um ein wenig über ihre Arbeit zu erfahren. Doch ehe sie noch richtig anfangen konnten, gab es unerfreuliches Ereignis. Peter kam herein und meinte nur, da sei ein riesiger Skorpion vor der Tür. Es war aber kein Skorpion, sondern einer von zwei Jeeps des Teams, der ein wenig deformiert vor dem Tor stand. Ein halbes Jahr alt. Es war der Wagen, der uns an der Fähre abgeholt hatte.

Peter, der Techniker in Dashte Qua`le, war natürlich stinksauer. Es dauerte eine Weile, ehe er aus den beiden Afghanen endlich herausbekommen hatte, was passiert war. Einer von den beiden, der weder Auto fahren konnte noch Auto fahren durfte, hatte den Wagen angelassen und weil der ja schon mal lief... nur dass er auf den anspruchsvollen Wegen wohl zu schnell unterwegs war und die Kontrolle über das Fahrzeug verlor, welches sich dann aufs Dach legte.

Rupert meinte nur, dass Peter wohl nichts anderes übrig bleiben würde, als den Mann zu entlassen. Traurig, da es einer der Afghanen war, die das Projekt in Dashte von Anfang an begleiteten. Wie Peter sich nun genau entschied, haben wir an diesem Tag aber nicht mehr mitbekommen. Er wollte den Mann aber wohl weiter arbeiten lassen, damit er aus seiner Tasche den Schaden am Wagen nach und nach abzahlen kann – auch wenn dies sehr lange dauern sollte.

Während Ulrich und Rupert sich bereits auf dem Weg ins Krankenhaus machten, lauschte ich weiter der Wochenplanung. Das Hauptproblem der Vier war es, das medizinische Lehrmaterial zu übersetzen. Ein wenig stille Post sei immer dabei, denn von dem oftmals deutschen Lehrmaterial müssen sie das Ganze erst einmal dem Dolmetscher auf Englisch vermitteln, ihm die Zusammenhänge auch klar machen, damit er sie dann richtig weiter übersetzen kann in Dari oder Farsi. Neben den Übersetzungen ergibt sich auch die Schwierigkeit, dass beide Hospitäler, die eine gute Fahrstunde mit dem Jeep auseinander liegen, teilweise nur über ein Lehrbuch zu bestimmten Themen verfügen. So muss dann der Unterricht zwischen beiden Gruppen – Aynur und Oliver in Dashte und Katja und Döne in Khwaja Ghar – sehr gut abgesprochen, das Material gut eingeteilt werden. Nach Meinung der Vier

stellten sich ihre Afghanischen Schützlinge ganz gut an. Zwar gebe es große Lücken in der Schulbildung, beispielsweise bei Fragen wie ‚Was ist das Herz und was tut es eigentlich?‘, aber mit viel Anstrengung würden auch derartige Lücken geschlossen. Dem stünde oftmals nur im Wege, dass es viele Afghanen nicht gelernt haben zu lernen.

Oftmals würden die Afghanen eine richtige Ausbildung auch gar nicht für nötig erachten. Manch Quacksalber auf den Märkten der großen Städte, die Basar-Docs, hätte von dem, was er tut, überhaupt keine Ahnung. Aber so lange er damit gutes Geld verdient, zeigen sich diese Menschen oft unwillig, für weniger Geld in ein Krankenhaus zu gehen und die Materie von Grund auf zu erlernen. Und so haben einige der Krankenpfleger-Schüler zwar schon praktische Erfahrungen, können zum Beispiel einen Zugang legen, weil sie dies während des Krieges gelernt haben, ihnen fehlt aber das Hintergrundwissen, um darüber hinaus helfen zu können.

Die Vier bemängelten auch eine gewisse Ellbogenmentalität, welche die Menschen in den Jahren des Krieges angenommen hätten. Getreu dem Motto der Gesunde boxt sich durch, würden sich in den Krankenhäusern schon öfter mal die stärkeren an den Schwachen vorbeidrängeln.

Nach ihren Gründen befragt, warum sie sich für ihre Arbeit in Afghanistan bei Cap Anamur entschieden haben, gaben die vier ganz unterschiedliche Angaben. „Um zu helfen“, war die erste allgemeine Antwort. Katja Giegeling meinte, es gehe ihr darum, „von dem Glück in einem westlichen Land geboren worden zu sein etwas abzugeben.“ Oliver Schäfer wünschte sich, durch sein Engagement bei Cap Anamur „ein bisschen mehr Weitblick zu kriegen.“ Für ihn war das Leben in Deutschland wie das Leben auf einer abgeschotteten Insel, auf der man nichts von der Umwelt mitbekommt. „Die Welt sieht anders aus als sie uns in Deutschland gezeigt wird.“, meinte der 32jährige.

Für Döne Aktas, die bereits ihre „zweite Amtszeit“ in Afghanistan verbrachte, stellte sich die Sache schon ein wenig anders dar. „Beim ersten Mal war es noch ein wenig Abenteuerlust, etwas sinnvolles machen, einfach helfen. Jetzt in der Verlängerung habe ich mir gesagt, ich will was bleibendes hinterlassen. Es gibt noch genug Aufgaben, die ich habe.“ Für Aynur, die Neue im Team, ging es ebenfalls um die persönliche Entwicklung. Sie meinte, dass sie seit ihrer Ankunft in Afghanistan viel

intensiver Träume, das Leben ganz anders genieße. Sie hatte vorher in einem katholischen Krankenhaus gearbeitet. Da dort Stellen abgebaut werden sollte, wollte sie die Chance eigentlich nutzen, etwas Neues zu machen – aber zu ihrem eigenen Erstaunen wurde sie aber für die Dauer ihres Einsatzes beurlaubt.

In ihrer täglichen Arbeit, so die Vier, hätten sie mit dem Islam keine großen Probleme. Mancher Mann brauche zwar ein wenig, um sie als Frauen zu akzeptieren, aber ansonsten sei die Arbeit relativ einfach. „Wenn sie wissen, dass es ein Arzt ist, dann geht’s“, so die Vier einhellig. Achten müsse man nur darauf, Körperkontakt wenn nicht nötig zu vermeiden und darauf, was man vor allem als Frau anziehe.

Die Vier vermissten an Deutschland vor allem die vertraute Umgebung der Heimat, die hygienischen Verhältnisse und ein wenig auch die Sicherheit von zu Hause. Und natürlich seien auch die alten Freunde oftmals zu weit weg, um einen Kontakt intensiv aufrecht zu erhalten. Die Verbindung zur Außenwelt besteht für die Mitarbeiter in Dashte Quale in einem Satellitentelefon, über das täglich die E-Mails abgeholt werden – aber nur Text, denn für Bilder und große Anhänge ist die Verbindung über den Satelliten dann doch zu langsam.

Döne und Katja machten sich nach dem Gespräch auf den Weg nach Khwaja Ghar. Sie wollten das Hospital noch im Hellen erreichen. Mit Peter dem Techniker und Aynur fuhr ich mit dem verbliebenen Jeep zum Krankenhaus, um nach Ulrich und Rupert zu schauen. Wir fanden sie im Krankenhaus, wo sie gerade mit Feroza Bittner, der leitenden Ärztin sprachen.

Feroza war eine faszinierende Frau. Sie wurde in Kabul geboren, ist also Afghanin. Laut ihren Angaben war sie die erste Frau, die in Kabul den Schleier ablegte, und auch die erste, die ein Studium der Medizin an der Universität begann und beendete. 1965 machte sie dann ihren Abschluss in Gynäkologie mit dem Prädikat 1A, was ihr ein Stipendium einbrachte. Sie hätte in die Vereinigten Staaten gehen können, es zog sie aber eher nach Deutschland – auch ein Zeichen der guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern. In Hamburg studierte sie noch ein wenig weiter, wurde auch Chirurgin, fand dann die Liebe ihres Lebens und blieb in Deutschland hängen. Zuletzt arbeitete sie in einem Kreiskrankenhaus bei München, dessen Leiterin sie war. Ihr Arbeitgeber hatte sie in den Vorruhestand geschickt und Feroza hatte nichts besseres zu tun, als zurück in ihre alte Heimat zu gehen und dort das Cap Anamur

Krankenhaus zu übernehmen. Rupert meinte nur: „Wo hast du dich all die Jahre versteckt? Wir hätten dich schon viel früher finden müssen!“

Auch Feroza war von der Begegnung mit Rupert sehr angetan – auf Frauen schien er in Dashte Qu`le allgemein eine große Wirkung zu haben. „Ich habe lange auf diesen Moment gewartet, es ist etwas Vollkommenes“, meinte Feroza nur. Ihr Name bedeutet im deutschen übrigens Türkis, wie viele Namen in Afghanistan sehr bildhafte und fast poetische Bedeutungen haben.

Feroza zeigte uns ihr Krankenhaus. Besonders stolz waren sie und Techniker Peter über den OP-Saal, welcher komplett gefliest ist und theoretisch auch für große Operationen genutzt werden könnte. In der Praxis werden sehr schwere Fälle aber mit dem Helikopter nach Kabul überführt – das Personal in Dashte Qu`le mit nur einem Arzt reicht für große Operationen nicht aus.

Die Krankenzimmer waren für deutsche Verhältnisse grausig, auch wenn es manchem Gesundheitspolitiker als Sparvariante durchaus zuzutrauen wäre, die afghanischen Standards auch in Deutschland einzuführen: einfache grüne Räume, in denen sechs gepolsterte Pritschen als Betten für die Patienten standen. Für die Afghanis ist dies aber schon großer Luxus. Auch bleiben nur die wenigsten Patienten stationär im Krankenhaus, nur die schwereren Fälle oder wenn Infusionen notwendig sind. Ansonsten werden die meisten der bis zu 200 Patienten täglich nur ambulant behandelt und gehen danach wieder nach Hause.

„Die Leute hier sind sehr viel zäher als die Europäer, sie halten viel mehr aus“, meinte Feroza nur. Die Familien derer, die über Nacht im Krankenhaus bleiben, übernachten übrigens auf dem Hof des Krankenhauses.

Stolz zeigte uns Feroza auch die „Frauenabteilung“ ihres kleinen Krankenhauses. Eine afghanische Hebamme, die bei den Cap Anamur Leuten noch ein wenig Unterricht bekam, kümmert sich in ihrem eigenen kleinen Raum mit Gynäkologen-Stuhl um die Bedürfnisse der Frauen. Und glaubt man den Berichten der Deutschen, so sind „Frauenprobleme“ ein nicht unerheblicher Teil ihres normalen Tagewerkes.

Ulrich kam mit Peter auch auf das Thema Energie zu sprechen. Noch liefert ein teurer Diesel-Generator den Strom für das Krankenhaus. Als Peter meinte, dass das Plumpsklo des Krankenhauses schon bald wieder voll sei und umgesetzt werden müsse, meinte Ulrich nur, dass man die Fäkalien der Patienten und Besucher und der

1500 Schüler von der nebenan gelegenen Schule doch prima für ein Biomasse-Kraftwerk nutzen könne. Er berichtete von Projekten in Indien, wo mit einfachsten Mitteln derartige Anlagen bereits realisiert werden, die nicht nur Strom und Wärme für das Krankenhaus, sondern auch gleich mit für einen Teil des Dorfes liefern könnten – die praktische Anwendung des Sprichwortes, aus Scheiße Geld zu machen.

Das beeindruckende am Cap Anamur Projekt in Dashte Qua`le ist sicherlich der Preis. Die beiden Schulgebäude wurden für je 90.000 Euro errichtet, das Krankenhaus für 110.000 Euro. Insgesamt also eine Schule für 1500 Schüler und ein Kreiskrankenhaus für unter 300.000 Euro. In Deutschland würde diese Summe noch nicht einmal die Planungskosten decken. Auch die in der Nähe liegende Brücke nach Khwaja Ghar, die ebenfalls von Cap Anamur realisiert wurde, kann sich sehen lassen. Nicht einmal 200.000 Euro Baukosten bei einer Tragfähigkeit von 16 Tonnen. Unorthodox aber praktikabel. Wie Sultan berichtete, baute an anderer Stelle eine andere Organisation eine ähnliche Brücke – zumindest auf ähnlichem Gelände – für 450000 Euro und mit nur 12 Tonnen Tragfähigkeit. Ich begann die Vorzüge von Ruperts „Just do it“-Mentalität zu verstehen. Wenn der große Sportartikelkonzern aus Amerika endlich einmal einen Werbeträger suchen sollte, der seinen Slogan wirklich verkörpert, wäre Rupert der richtige Mann. Zudem würden die Werbemillionen dann endlich einmal in sinnvolle Projekte fließen und nicht in die Sportwagenflotte irgendeines übersättigten Superstars mit Gettho-Vergangenheit.

Nach der Rückkehr ins Cap Anamur Hauptquartier gab es dann erst einmal etwas zu essen. Ulrich und Rupert machten sich noch auf den Weg, um einen früheren Commander aus der Region, der jetzt in der Loya Djorga sitzt, zu besuchen. Er muss Rupert früher schon einmal behilflich gewesen sein und so wollte er den Kontakt pflegen.

Doch nach wenigen Minuten waren sie bereits zurück. Der Commander war nicht zu Hause. Wir unterhielten uns noch ein wenig mit den Leuten von der Cap Anamur. Als wir dann gerade aufbrechen wollen, kam der Commander vorbei. Er hatte gehört, dass Rupert und Ulrich ihn nicht angetroffen hatten und war dann selbst noch einmal vorbeigekommen. Mohammad Hassan, so sein Name, erzählte eine ganze Menge über seine Aktivitäten in der Region, hörte aber auch aufmerksam zu

und zeigte sich beeindruckt von den Möglichkeiten regenerativer Energien. Er wollte für die Jugend im Dorf ein Zentrum bauen, wo sie lernen können, sich weiterbilden. Aber natürlich fehlten ihm für dieses Projekt die Gelder – uns allerdings auch, so gut das Ansinnen auch auf der einen Seite sein mochten. Auf der anderen Seite diente es natürlich seiner eigenen Machtsicherung – sich Ansehen in der Region zu verschaffen.

Rupert sprach ein Thema an, welches ihm Feroza im Krankenhaus erzählte. Es ging um die Brücke, welche die Cap Anamur gebaut hatte. Feroza hatte einen sehr schönen Namen auf Dari für das Bauwerk gefunden. Im englischen bedeutet er „Bridge for life“. Sie wünschte sich, dass die Brücke diesen Namen tragen würde. Herr Hassan überlegte erst, dann nickt er freudig mit dem Kopf. Und wir waren Pate einer Namensgebung geworden. Still und leise, mit wenigen Worten und kleinen Gesten. Feroza war überglücklich. Selbst im Dunkeln sah man die Freudentränen in ihren Augen. Es bedeutete ihr sehr viel, dass die Brücke diesen die Hoffnung auf ein friedliches Afghanistan in sich tragenden Namen erhält.

Mit diesem Bild verabschiedeten wir uns dann aus Dashte Qua`le. Aynur hätte uns am liebsten alle für den Rest der Woche dort behalten, vor allem Rupert, aber unser Terminplan war sehr voll. Und so brachen wir gegen zehn in die Dunkelheit der Nacht auf, um nach Khwaja Ghar zur fahren.

Wie Sultan in der Nacht den Weg fand, ist mir immer noch schleierhaft. Ich hatte das Glück, vorn zu sitzen, aber außer einem Staubstreifen, auf dem die Gräser fehlten, sah ich nichts. Immer wieder dann größere Huckel in der Landschaft, an denen ich als Europäer rechts oder links weitergefahren wäre, weil mir diese Wege mehr nach Straße aussahen. Aber nicht Sultan – der fuhr einfach drüberweg, und seltsamerweise war da auch immer ein weiterer Weg.

Der zweite Wagen fuhr zirka einen Kilometer neben uns im Dunkel der Nacht und Sultan setzte alles daran, ihn zu überholen. Wir brausten durch verschlafene Dörfer, in denen um diese Zeit kein Licht mehr brannte und wo elektrischer Strom wenn überhaupt nur aus dem Generator kam. Afghanistan schlief und wir fuhren wie vom Teufel gejagt durch die Nacht.

Irgendwann erreichten wir die Brücke. Es war stockfinster. Ein paar LKW standen am Wegesrand und ihre Fahrer schliefen. Den Abgrund, über welchen sich das

Bauwerk spannt, konnten wir leider nicht sehen. Ein wenig ärgerte ich mich, dass es bereits so dunkel war, aber Rupert meinte, die Cap Anamur hätte schon genügend Bilder von der Brücke gemacht. Und so tröste ich mich denn mit der Gewissheit, in dieser Woche noch Motive zu bekommen, die kein anderer Fotograf zuvor festgehalten hat.

Nach gut einer Stunde Fahrt erreichen wir Khwaja Ghar. Hier standen bereits einige Lastwagen herum, das Dorf sah nicht ganz so abgelegen wie Dashte Quale aus. Auf der Ladefläche eines blauen und sehr alten LKWs schlief ein Mann. Die Nacht war zu warm, um sich irgendwo in die Häuser zu packen. Sultan fragte eine Gruppe Männer, die so spät noch um ein Feuer standen, nach dem Weg zur Cap Anamur. Wir fuhren durch enge Gassen und an den Buden eines Marktes vorbei. Dann endlich ein grünes Tor – dahinter wartete das Domizil der Cap Anamur und ein Bett auf uns.

Die Wagen wurden auf dem Hof geparkt. Mir fielen die großen Bäume hier auf. Tagsüber würden sie dem Hof kühlenden Schatten spenden. Wir wurden von Stephan Neumeyer, einem der Cap Anamur-Mitarbeiter hier, begrüßt. Es war schon spät, aber bevor es ins Bett ging, gab es noch ein kurzes Gespräch in der viel zu warmen Nacht.

Stephan erzählt uns davon, dass neben dem Hospital in Khwaja Ghar auch ein kleines Sprechzimmer in einem entfernten Dorf errichtet wurde. Vor Baubeginn musste jedoch die Straße nach Minen durchsucht werden. So etwas geht in Afghanistan sehr schnell und mit deutscher Unterstützung. Ein Anruf und wenige Tage später rücken die Räumkommandos an – Afghanen und deutsche Schäferhunde als Sprengstoffspürhunde. Nach zehn Tagen war die Straße frei. Drei Panzerminen hatten die Spürhunde der Afghanen gefunden. Ganz gemeine Modelle, aus dem Iran, die normalerweise nur explodieren, wenn sie mit mehr als 20 Tonnen belastet werden, also wenn wirklich ein Panzer darüber fährt.

„Die Dinger sind aber gemein – die addieren nämlich nach einer Zeit das Gewicht von allem, was drüber weg fährt. Irgendwann macht es dann einfach bumm“, wusste unser Gastgeber zu berichten. Er und sein Team waren die Straße vorher bereits mehrfach mit dem Jeep entlanggefahren – ein im Nachhinein sicherlich nicht gerade beruhigendes Gefühl.

Wir legten uns für den spärlichen Rest der Nacht hin. Man hat extra Betten für uns bereitgestellt. Mit Moskitonetz. Malaria ist in der Gegend wohl ein Problem, da die Einheimischen alle auf ihren Innenhöfen kleine Wasserreservoirs bereit halten, die natürlich für die Anophelesmücke ein idealer Brutplatz sind.

Als ich die Augen schloss, war es bereits kurz vor Mitternacht.

## **22. Juli – On the Road to Mazar-e Sharif**

Als ich am frühen Dienstag Morgen wieder aufwachte, hatte ich gerade zweieinhalb Stunden geschlafen. Ich fühlte mich wie vom Laster überfahren. Aber es half alles nichts – wir mussten weiter. Für heute waren Temperaturen in Richtung 50 Grad im Schatten vorhergesagt – wir würden die Fahrt in der Nacht brauchen.

Ein heißer Kaffee am frühen Morgen. Wir saßen draußen vor der Tür und ließen uns das süßschwarze Gebräu schmecken. Döne, die wir am Vortag in Dashte kennen gelernt hatten, packte uns ein „Fresspaket“ für unterwegs. Wir nahmen es dankend an.

Sultan war nicht zu finden. Unsere Afghanen hatten die Nacht durch über Demokratie und sozialistische Parteien diskutiert. Sultan auch, doch jetzt war er weg. Irgendwann kramten sie ihn aber doch aus einer Ecke aus. Er hatte jetzt zwei Tage hintereinander nicht viel geschlafen. Am Sonntag war er in Duschambe noch die halbe Nacht unterwegs gewesen. Ich machte mir leichte Sorgen wegen der Fahrt – aber Sultan machte nach wenigen Minuten einen erstaunlich munteren Eindruck.

Als wir vom Hof fuhren – kurz nach drei Uhr morgens – überholten wir bereits die ersten Bauern, die sich auf den weiten Weg zu ihren Feldern machten. Mitten im Dunkeln, ohne Laternen oder andere Lichter, liefen sie so durch die Nacht.

Auf dem blauen LKW mitten im Dorf lag immer noch der Mann von unserer Ankunft und schlief – mir wird bewusst, wie kurz die Nacht wirklich war. Mein Magen spielte an diesem Morgen nicht gut mit – ich musste zwar nicht ständig aufs Klo, aber es rumorte erheblich.

Über staubige Straßen, die mit Schotter notdürftig befestigt wurden, ging es in Richtung Kunduz. Die Landschaft, die sich nach und nach aus dem Grau der Nacht schälte, wirkte irgendwie traurig. Immer wieder fuhren wir über kleine Steinbrücken – „Acted 2003“ stand auf den meisten und eine UNO-Missions-Bezeichnung. Taj

erzählte mir, dass es sich bei ACTED um eine französische Organisation handelt. Er war aber der Meinung, dass sie schlechte Arbeit leisteten, weil sie die Straße immer nur notdürftig ausbesserten, anstatt sie einmal richtig zu machen. So mussten sie fast jedes Jahr wieder anrücken.

Langsam wich das Grau der Felsenlandschaft grünen Feldern. Wir kamen in den Bereich des Bewässerungsbaus. Ein einziger, durchgehend grüner Streifen erstreckte sich links und rechts der Straße – die Provinz Thakar von ihrer schönsten Seite. Sultan erzählte uns, dass in dieser Region der beste Reis Afghanistans angebaut wird. Früher wurde er sogar bis nach Dubai exportiert. Wir sahen viele Reisfelder links und rechts der Straße, aber auch jede Menge Gemüse und immer wieder ein Getreide-Feld.

Auffällig waren kleine Strohhütten mitten in den Feldern: Sultan erzählte mir, dass die Bauern dort wohnen, keine andere Bleibe haben. Aber später erfahre ich, dass dies lediglich die Hütten für die Nachtwache seien – auch in Afghanistan muss man aufpassen, dass einem nicht die Früchte vom Feld gestohlen werden. Einen zweiten Vorteil haben die Hütten auch noch – man muss in der Erntesaison nicht jeden Tag den oft weiten Weg ins Dorf zurück laufen.

Kurz vor Thaluqan wurde der Bewässerungsbau wieder weniger. Dann eine Brücke über den Fluss, der die Gegend mit Wasser versorgt. Auf beiden Seiten der Brücke tiefe Krater. Sultan erzählte uns, dass dieses Gebiet jahrelang heiß umkämpft war. Und er lachte, als er uns erzählte, dass die Taliban zwar versucht haben die Brücke zu bombardieren, aber nicht getroffen hätten. In Thaluqan selbst bekamen wir dann ein Problem – unsere Hauptstraße führte über eine Brücke, die gerade erst gebaut wurde. Sultan kurvte mit uns durch die Gegend auf der Suche nach einem neuen Weg. Wir fuhren vorbei an ausgebrannten Raketenwerfern, die sich an die Hauswände schmiegt, alten Taliban-Pickups, die nicht mehr waren als ein Haufen Schrott. In dieser Stadt schien es, als ob die Kämpfe gerade erst vorbei seien. Wir fuhren durch einen Graben mitten in der Stadt, schlängelten uns zwischen einigen Bäumen und verdutzten Fußgängern hindurch und waren dann auf der Hauptstraße – zwischen einer Armada aus Taxis, die sich hier über das Asphaltband schlängelte.

Auf dem Asphalt ging es dann hinaus aus der Stadt. Die Straße schien uns, im Vergleich zu den Feldwegen, über die wir die vergangenen Stunden gerumpelt waren, sehr gut. Aber auch hier fanden sich immer wieder Krater, die wir umrunden mussten – die Spuren von über zwanzig Jahren andauerndem Krieg.

Der Weg führte uns wieder durch schroffe Bergregionen. Immer wieder Bombenkrater und ausgebrannte Panzer und andere Fahrzeuge. Hier hat der Krieg getobt. Plötzlich wurde die Straße von kleinen rot-weißen Steinen markiert. Einige Männer in Schutzkleidung arbeiteten am Straßenrand. Wir waren im Minengebiet angelangt. Die Männer des Halo-Trust, wie die Minensucher hier genannt werden, waren bei ihrer gefährlichen Arbeit. Diese Männer sind für das Land enorm wichtig, denn dort wo ihr Zeichen an den Wänden der Häuser stehen, „HT BAC“ beispielsweise, können die Menschen endlich ohne die drohende Gefahr von Minen wieder ihrer täglichen Arbeit nachgehen. Für den Wiederaufbau des Landes ist dies wichtig, nicht auf Schritt und Tritt immer noch mit den Spätfolgen des Krieges konfrontiert zu werden. Und auch Investoren werden erst nach Afghanistan kommen, wenn es dort sicher ist.

An einer Stelle der Straße erzählte uns Rupert, wurde während des Angriffs auf die Taliban ein Bus mit Zivilisten zerstört. Das Wrack stand immer noch am Straßenrand – aber das war nicht der Teil Afghanistans, den ich wirklich fotografieren wollte. Ich hatte kurz vorher einen Panzer im Bild festgehalten, den ersten von knapp dreißig neben der ganzen Straße, das sollte genügen.

Rupert erzählte, dass er auf einer Fahrt einmal 36 ausgebrannte Panzer gezählt hätte. Wenn man sich einmal vor Augen hält, wie viele Millionen Dollar ein solches Gefährt kostet – selbst die T-55 aus den Russenschmieden – und man vergleicht dies mit den Kosten, die ein Krankenhaus oder eine Schule erzeugen, so wird einem bewusst, dass diese Land an ganz anderer Stelle stehen könnte.

Die Spuren der Kämpfe sind immer noch zu sehen. Denn überall in der Landschaft, auf exponierten Felserrhebungen oder mitten in den Dörfern, stehen immer wieder lange Stangen mit bunten Wimpeln – die Grabsteine der Toten. Jede bunte Fahne steht für ein Opfer. An manchen Stellen, wo die Fahnen im Kreis standen, konnte man sich die Kampfhandlungen noch richtig vorstellen, Granaten die mitten in eine MG-Stellung hereinbrechen oder aber die Männer am Lagerfeuer beim Teekochen

erwischten. Ich fragte mich, ob über jedem Toten eine solche Fahne weht oder ob nur eine Seite hier ihre Toten ehrte. Manches Dorf, durch das wir kamen, war zwar bunt von den Fahnen der Wimpel, aber ansonsten ausgestorben und leer.

Kurz vor Kunduz an einem Flußarm dann endlich Frühstück. Es war mittlerweile kurz nach sieben – wir waren bereits wieder vier Stunden unterwegs. Weit sehen konnte man bei diesem Wetter jedoch nicht. Die Sonne hatte sich zwar langsam erhoben, es war hell geworden, aber das ganze Land schien an diesem Morgen von einer Dunstglocke bedeckt zu sein. Wir ließen uns das Essen munden und Sultan war damit beschäftigt, einen Afghanen, der um unsere Wagen herumschlich, zu verscheuchen.

Wir fuhren weiter. Immer wieder sahen wir Schulkinder mit Schulmappen auf dem Rücken, die zu ihren neu gebauten Schulen gingen. Sultan meinte zwar es seien Ferien, aber anscheinend gibt es in Afghanistan auch so etwas wie Summerschools – wer im regulären Schuljahr nicht richtig mitkommt, muss in den Ferien nachsitzen. Möglich ist aber auch, dass wir nur Zeuge der Unterversorgung mit Klassenräumen wurden, denn in manchen Regionen wird der Unterricht in Schichten gehalten – alle Schüler gleichzeitig finden in den oft zu kleinen Schulen keinen Platz.

Endlich erreichten wir Kunduz. Die Stadt sah wie ein einziger, riesiger Basar aus. Zum Fotografieren aus dem Wagen heraus kam ich gar nicht. Es herrschte geschäftiges Treiben. Wir hielten vor dem Büro des Vertreters des Außenministeriums hier in Kunduz. Mr. Noorulha war zwar noch nicht im Büro, aber wir beschlossen, noch ein wenig zu warten. Die Kühle eines schattigen Raumes war auch ganz angenehm nach der Fahrt durch die Hitze des Landes.

Kurz nach acht war Noorzad Noorulha dann endlich da. Wir wurden aus dem Besucher-Büro in sein eigentliches Büro geleitet. Die Klimaanlage brauchte aber zu lange, um uns für unseren kurzen Aufenthalt Abkühlung zu bringen. Es gab Tee und Knabbereien. Rupert, Ulrich und Mr. Noorulha unterhielten sich angeregt. Noorzad Noorulha würde ein deutsches Engagement in Kunduz begrüßen. Die Stadt sei sehr sicher. Das einzige Problem, welches es gäbe, wären die Getreidepreise, die um 40 Prozent eingebrochen seien im Vergleich zum Vorjahr.

Die Energieversorgung in Kunduz soll demnächst über Tadschikistan abgedeckt werden. Drei Afghani soll eine Kilowattstunde dann kosten – für uns ein guter Preis,

für die Afghanis sehr teuer. Mr. Noorulha erzählte davon, dass in Kunduz vor vielen Jahren ein Wasserkraftwerk gebaut werden sollte. Die Turbinen der Firma Siemens, die bereits aufgestellt worden waren, überlebten auch alle Kriegswirren – nur nicht den Angriff der Amerikaner. Es wäre ein Leichtes gewesen, die zwar alte aber noch intakte Technik zum Laufen zu bringen. Um ein neues Kraftwerk zu bauen werden wohl die Mittel fehlen. Diese Amis und ihre Präzisionsbomberei – treffen tun sie immer nur das, was der Zivilbevölkerung schadet. Das ab und an mal ein Panzer drunter ist, wird dann als Erfolg verkauft.

Wir verabschiedeten uns von Mr. Noorzaad, der uns noch die besten Wünsche mit auf den Weg gab, und begaben uns zurück auf die Straße nach Mazar-e Sharif. Hinter Kunduz began einer der schlimmsten Streckenabschnitte unserer Tour. Die Russen hatten hier zwar eine Asphaltstraße gebaut - von der war aber nicht mehr viel zu sehen. Auf einer Strecke von 60 Kilometern reihte sich Schlagloch an Schlagloch. Mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von unter 30 km/h fuhren wir mit unseren geländetauglichen Wagen über die Straße und überholten dabei Taxis und LKW, die oftmals noch langsamer unterwegs waren. Die Landschaft war wieder ebenso trostlos wie der Zustand der Straße. Hohe Felsen, ab und an verschlafene Dörfer und nirgendwo ein Baum in Sicht, in dessen Schatten man hätte den Tag verbringen können. Obwohl es ja nicht einmal Schatten gab. Die Sonne drückte von oben herab, aber durch den Dunst am Himmel war sie hier unten nicht zu sehen. Trotzdem machte sie die Fahrt im Wagen, dessen Klimaanlage schon seit Duschambe streikte, zur Tortur.

Irgendwann nach vielen Kilometern und einigen hundert Schlaglöchern, die unser Fahrer oftmals durchfuhr, hielt Sultan dann plötzlich mitten auf einem Bergkamm an – Reifenpanne. Bei den Schlaglöchern, Rissen im Asphalt und Steinen neben dem Weg kein Wunder. Während unsere afghanischen Begleiter mit dem Wechsel des Reifen begannen, nutzte ich die Pause, um einmal mehr mit der Kamera tätig zu werden.

In der Ferne war ein kleines Dorf zu sehen, voller UN-Flüchtlingszelte. Und mitten auf der viel befahrenen Straße kam uns eine Gruppe Kinder entgegen, zwei von ihnen mit Schulmappen, die hier mitten im Nirgendwo einfach die Straße entlang gingen. Vom Flüchtlingsdorf in der Ferne kamen zwei Männer, einer davon auf

einem Esel, über eine staubige Hochebene angelaufen. Es dauerte eine Weile, ehe der neue Reifen endlich saß. Die beiden Männer hatten die wenigen Kilometer zwischen uns und dem Dorf mittlerweile hinter sich gebracht.

Dann konnten auch wir unsere Tour fortsetzen. Auf der Weiterfahrt dann eine Überraschung – wir hatten knapp 500 Meter von einem Fluss entfernt gestanden, den man aber von unserer Position aus nicht sehen konnte. Die Straße wurde auch langsam besser, die Landschaft wieder grüner und nach vergleichsweise kurzer Fahrt kam eine neue Stadt in Sicht – Puli Khumri. An einer Brücke über einen klaren Gebirgsfluss gab es dann erst einmal eine Pause für uns und unsere neumodernen Kamele.

Die Stelle am Fluss war ein Paradies für Kinder – und für geschäftstüchtige Afghanen. Da ab hier die Straße bis Mazar im guten Zustand war, 190 Kilometer glatter Asphalt, gab es hier eine Autowaschanlage, natürlich per Hand, wo man sein Fahrzeug wieder aufpolieren lassen konnte. Sultan fuhr unter lauten Protesten der Kinder, die hier die Autos wuschen erst einmal bis zum Wasser – er wollte baden gehen. Die Kinder dachten aber, er wolle sein Auto selber waschen und sie um ihre Verdienstmöglichkeiten bringen. Doch er konnte sie beruhigen.

Die Brücke schien auch heiß umkämpft gewesen zu sein. Mitten im Fluss auf einer kleinen Insel lagen zwei Schützenpanzerwracks, direkt am Ufer ein drittes und weiter oben im Hang noch einmal zwei. Wir waren sofort von zahlreichen Kindern umringt. Etwas zögerlich wegen meines Durchfalls ließ ich mich dann doch zum Baden überreden – und welche Abkühlung. Rupert planschte wie ein kleines Kind im Wasser, während Ulrich vom Ufer aus Bilder machte. Nach einer langen Wüstenfahrt ist nichts so schön wie ein Bad in klarem Wasser.

Sultan organisierte zwei Melonen, die im Wasser gekühlt und dann fachmännisch zerlegt wurden. Saftig und süß, so wie man eine Melone in Deutschland niemals zu essen bekommt waren sie.

Der Stopp in Puli Khumri am Fluss kam mir wie eine Ewigkeit vor – aber wir waren wenig mehr als eine halbe Stunde dort. Doch für die Weiterfahrt war dieser Stopp enorm wichtig, gab er doch genügend Energie für den letzten Teil unserer Fahrt nach Mazar. Am Ortsausgang von Puli Khumri dann Bilder der Zerstörung, kaputte Panzer, zerschossene Häuser. Wir fuhren nun durch ein Tal, links und rechts

begrenzt durch hoch aufragende Berge. Wasser gab es hier nicht viel. Immer wieder lagen Getreidefelder neben der Straße, aber kein wirkliches Grün. Eine Siedlung neben der Straße, verlassen daliegend, erregte meine Aufmerksamkeit. Lauter gleich aussehende Häuschen mit einem kleinen Ackerstück daneben – fast hätte man meinen können, dies sei ein kommunistisches Projekt. Sultan erzählte aber, dass dieses Dorf von den Taliban erbaut wurde. Ich vermute, dass es ähnlich wie im römischen Reich eine Belohnung für altgediente Kämpfer darstellen sollte. Doch jetzt standen hier nur noch leere Hütten und die Kämpfer waren nicht mehr zu sehen.

Unterwegs fielen mir immer öfter die Augen zu. Ein leichtes Fieber hatte mich gepackt und die Schlaflosigkeit des Vortages und die Strapazen der Fahrt forderten ihren Tribut. Topfit hätte mir die Reise nicht viel anhaben können, aber ich war alles andere als topfit. Und so verschief ich einen großen Teil des Weges nach Mazar einfach. Verpasst habe ich aber nicht viel, außer endloser Landschaft.

Immer wieder überholten wir auf dem Weg nach Mazar LKW's. Es war erstaunlich, welche Seelenverkäufer in diesem Land noch unterwegs waren. Manchmal sahen sie schon aus, als ob die Fahrzeuge halb auseinander fallen. Aber irgendwie fuhren sie alle – kaputte und liegengebliebene LKW gab es eigentlich auf dem ganzen Weg nicht zu sehen. Beladen waren die Fahrzeuge immer bis zum Maximum – ganze Ladungen der weit verbreiteten Plastikgießkannen in grün und rot und zahlreiche andere leichte Waren stapelten sich bis in doppelter Wagenhöhe auf der Ladefläche. Für die Lastwagenfahrer lohnen sich ihre Touren. Wie Sultan uns später berichtete, verdient man als Spediteur für eine Tour von Mazar in die Hauptstadt nach Kabul 300 Dollar. Nicht viel für die lange Strecke, aber bei einem Spritpreis von 25 Cent pro Liter rechnet es sich für die Fahrer, die auf diese Weise immer noch mehr verdienen, als auf dem Feld. Zumal die Tour bei guten Verhältnissen in acht Stunden erledigt ist.

So unzuverlässig die LKW selbst auch aussahen – sie sind das blanke Gegenteil. Bei der Agro-Action in Mazar erfuhren wir später, dass die Afghanen so ziemlich alles überallhin transportieren. Selbst die UNO hat nur eine sehr kleine Fahrzeugflotte in Afghanistan. Mit den einheimischen Speditoren seien Transportaufträge einfach billiger und schneller zu erledigen.

Makaber erschienen mir jedoch manche der Benzinlaster. Bunte Bemalungen wie „In God We Trust“ oder aber ein Bild der Titanic auf der Rückseite gewannen angesichts des nicht immer guten Fahrzeugzustandes eine ganz eigene Bedeutung. Und mit schlechten Bremsen über Gebirgspässe zu fahren erfordert in diesen Fahrzeugen jede Menge Mut.

Ein grünes Tal in einer großen Schlucht kündigte langsam das Ende unserer Mammuttour an. Wir machten noch einmal eine kurze Pause. Khulm hieß die Stadt, die sich hinter den Hügeln neben der Straße erstreckte. Eine wunderschöne Oase, so kam mir die Siedlung im Vorbeifahren vor. Türme und Mauern kündeten vom Alter des Platzes. Nachdem wir dieses letzte Grün verlassen hatten, führte uns die Straße in eine flache Hochebene, in der nicht einmal mehr von Landwirtschaft etwas zu sehen war. Kein Baum stand hier, die Sonne brannte und Wanderdünen neben der Straße kündeten von den Problemen der Region – nach der Verwüstung durch den Krieg drohte nun die Wüste. Ulrich meinte, dass angesichts einiger weniger Bäume noch genügend Wasser in der Region sein müsste, um hier Wiederaufforstung zu betreiben. In Anbetracht der Ausdehnung dieses Gebietes – bis Mazar waren es immerhin noch knapp 50 Kilometer – ein Mammutprojekt, welches die Afghanen ohne Hilfe von außen schwerlich bestreiten können.

Endlich, nach 13 Stunden Fahrt und bei einer Temperatur im Schatten von 48 Grad Celsius, erreichten wir Mazar-e Sharif. Laut dem Kleinen Islamlexikon der bpb hatte die Stadt 300000 Einwohner beim Stand von 2000 – wie wenig dieser Lexikoneintrag taugen sollte, erfuhren wir in den nächsten Tagen.

Auffällig am Ortseingang von Mazar waren die alten Container von LKW, in welchen die Afghanen ihre Wirtschaft wieder aufbauen. Große Industrie gibt es eigentlich nicht, aber in diesen kleinen Containern boomen kleine Manufakturen, wo die Afghanen so ziemlich alles herstellen, was sie zum Leben brauchen. Selbst Kühlschränke in Montage sah ich vor einigen Containern.

Über einen großen Kreisverkehr, in dessen Mitte ein Park steht, der trotz des starken Verkehrs außen herum gut besucht war, gelangten wir auf die vierspurige Straße zum Zentrum. Wir fuhren aber nicht weit, denn kurz vor der Universität bog unser Wagen in eine kleine Seitenstraße ein – wir waren am Ziel für heute. Die drei Jeeps hielten vor einem gewöhnlichen Haus, wie es viele in dieser Straße gab. Vor der Tür

stand eine Pumpe, an welcher die Kinder Wasser in Kanistern, Eimern und anderen Behältnissen holten. Hinter dem grünen Tor dann ein erster kleiner Hof – der Bereich für Gäste. Ein kleiner Durchgang führte in den zweiten Hof, den Familienbereich, der aber für uns während unseres Aufenthaltes tabu bleiben sollte. Denn dieser zweite Hof, wo sich auch die Küche und die Wohnräume der Familie befinden, sind der Bereich, in welchem die Frauen ohne Burka herumlaufen. Udenkbar, dass wir als Fremde dort hereinplatzten.

Wir nahmen im Gästezimmer auf weichen Teppichen Platz. Ein kleines Mahl – das versprach uns Sultan. Was wir dann aufgetischt bekamen, hätte einer Kompanie Russen zur Tagesration gereichen. Die Gastfreundschaft der Afghanen war für uns Europäer einfach unvorstellbar. Viel zu Essen benötigte ich gar nicht. Die Hitze machte mir genug zu schaffen und nach der anstrengenden Fahrt war das einzige, was wirklich von Nöten war, ein wenig Schlaf. Sultan schlief noch während des Essens ein. Er hatte die vergangenen zwei Tage eigentlich keinen Schlaf bekommen, und es war gut, dass er sich jetzt ein bisschen ausruhte.

Zwischen Ulrich und Rupert entbrannte ein kleiner Streit darüber, ob man sich am gleichen Tag noch mit einem Vertreter der Universität absprechen solle, was beim Besuch am Folgetag im Mittelpunkt stehen soll. Während Ulrich die Ansicht vertrat, dass derartige Besuche unbedingt geplant und abgesprochen sein müssten, blieb Rupert bei seinem Ansatz, dass man nur etwas wahres zu sehen bekommt, wenn man einen Überraschungsbesuch abstattet. Ich war zu müde, um mich in die Diskussion der beiden einzuschalten. Sie einigten sich dann aber doch auf einen angemeldeten Besuch am nächsten Morgen.

Weitere Termine für den Dienstag planten wir nicht mehr wirklich. Es war mittlerweile auch später Nachmittag. Einzig einen Besuch bei der deutschen Agro Action, der Vertretung der Welthungerhilfe, wollten wir noch abstaten. Mit dem Jeep brachte uns der wiedererwachte Sultan dorthin. Auf dem Weg kamen wir durch das Baumarktviertel von Mazar. Zahlreiche Häuser und Container, vor denen metallene Hoftore, Türen und Fenster aus Holz und viele andere Dinge hergestellt werden. Bauholz stapelte sich auf großen Plätzen – teure, gerade Balken für die Reichen und ihre westlichen Häuser und oftmals schmale und eher krumme Stämme für Gerüstbau oder die Ärmeren Häuslebauer.

Vor der Agro Action mussten wir dann erst einmal warten. Joachim Boenisch, der Chef der Dependance in Mazar, hatte bereits Feierabend gemacht. Wir nahmen es ihm nicht übel – ein Überraschungsbesuch um 18.10 Uhr Ortszeit ohne sich vorher anzukündigen läuft normalerweise immer ins Leere. Nach einem kurzen Anruf bei ihm erklärte er sich aber bereit, extra für uns noch einmal in sein Büro zu kommen. Wir warteten derweil im Innenhof der Agro Action. Angesichts der eher trockenen Stadt erschien mir dieser fast wie ein kleiner Dschungel inmitten der Wüste. Nach zehn Minuten fuhr dann Joachim Boenisch auf den Hof. Für einen Mitarbeiter der Welthungerhilfe wirkt er fast ein wenig zu wohlgenährt – aber den ersten Eindruck, den man so gewinnen konnte, relativierte er nach wenigen Minuten und Worten sehr schnell.

Wir nahmen im Besprechungsraum Platz. Das Thema landete schnell bei der Landwirtschaft. Ein richtig feuchtes Jahr mit viel Regen hatte den Afghanen eine Rekordernte beschert – das bestätigt uns auch Joachim Boenisch. Die Agro Action hatte sich vor allem mit Saatgutprogrammen in Afghanistan eingebracht – die Afghanischen Bauern bekommen das Saatgut von den Entwicklungshelfern und geben nach der Ernte einen Teil des Getreides zurück. Bereits im Vorjahr waren auf diese Weise 40 Prozent des ausgegebenen Getreides zurückgekommen. In diesem Jahr, so Herr Boenisch, brächten viele Bauern sogar die vollen 100 Prozent wieder zurück.

Joachim Boenisch berichtete davon, dass Arbeitskräfte ein großes Problem seien. Durch die extrem gute Ernte und den immer noch größtenteils per Hand durchgeführten Ernteprozess würden nämlich die helfenden Hände auf den Feldern knapp. Normalerweise verdiente man als Hilfe auf dem Land bzw. als Bauer rund einen Dollar pro Tag. Die Agro Action zahlt ihren afghanischen Angestellten 1,5 Dollar pro Tag. Aber in der Erntezeit finden sie damit trotzdem keinen Arbeiter – für die Erntezeit verdient man auf den Getreidefeldern nämlich bis zu drei Dollar pro Tag.

Die Rauschgiftproduktion, die Mohnfelder, sah Wolfgang Boenisch nicht wirklich als großes Problem. Rein arbeitskräftemäßig würde sich dieser Bereich kaum auswirken, denn die Männer würden in diesem Bereich eher für die Bewachung der Felder als für die Ernte gebraucht. Und arbeitsintensiv sei dieser Anbau von „poppie“ auch

nicht. Der Arbeitskräftemangel sei also nicht auf die Rauschgiftfelder zurückzuführen, die es im Raum Mazar auch gar nicht gebe.

Boenisch berichtete aber davon, dass Programme, mit denen Bauern dazu gebracht werden sollen, auf den Mohnanbau zu verzichten, dazu führen, dass mancher Bauer erst damit anfängt, Mohn anzupflanzen, um sich dann den Ausstieg vergüten zu lassen. Verübeln konnte ich es ihnen aber auch nicht.

Allgemein scheinen die Afghanen gute Geschäftsleute zu sein. Die Bauern in Kunduz und Taluqan seien nicht auf den Kopf gefallen, wüssten genau was sie tun und wie sie einen maximalen Profit aus ihren Feldern holen würden. Keine Rufe nach Agrarbeihilfen –in Afghanistan wird einfach gemacht, und zwar das Beste draus.

Zum Thema Entwicklungshilfe hatte Herr Boenisch einen ganz eigenen Ansatz. „Zuerst einmal müssen wir den Menschen hier den Umgang mit Wasser beibringen. Die trinken ja teilweise aus der Gosse. Wenn wir das Wasserproblem gelöst haben, die Schulbildung auf den Weg bringen, dann können wir uns auch mal Gedanken über so etwas wie Strom machen.“ Ich fand diese Argumentation sehr überzeugend.

Bevor wir uns wieder in die Nacht verabschiedeten, lud uns Herr Boenisch noch zum Schaschlik am nächsten Abend ein. Wir sagten gerne zu. Auch einen E-Mail-Kontakt nach Hause ermöglichte er uns, den wir natürlich dankend annahmen. Denn die Unsicherheit über unsere Reise war in der Heimat viel größer als bei uns direkt vor Ort.

Zurück bei Sultans Familie gab es für uns dann noch ein kleines Diner – eine große Platte, wie sie in Deutschland als Essen für vier Personen verkauft werden würde, für jeden von uns. Das Essen war sehr lecker, aber mehr als ein Viertel des riesengroßen Tellers vor unseren Nasen schafften wir dann wirklich nicht. Ich fragte Taj, was mit dem ganzen Essen passiert, wenn es von unserem Tisch abgeräumt wird. Er meinte nur, dass es dann weggeworfen würde – eine für mich erstaunliche Antwort. Aber auch ein Zeichen, dass wir in einer Familie zu Gast waren, für die Hunger kein Problem darstellt und die zu den reichen des Landes gehört.

Wir machten es uns an diesem Abend direkt auf der Sitzecke gemütlich und schliefen unter dem klaren Sternenhimmel ein. Zwei sehr anstrengende Tage lagen hinter uns – zumindest versprochen die nächsten beiden etwas Entspannung. Und auf alle Fälle auch gute Fotos. Denn bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich fast wirklich

nur aus dem Wagen heraus arbeiten können – mit einem 100er Diafilm selbst im afghanischen Tageslicht ein schwieriges Unterfangen.

### **23. Juli – Zwischen Moderne und Vergangenheit**

Das Singen des Muezzins um kurz nach vier hörte ich an diesem Morgen noch nicht. Aber kurz nach sechs, als die Sonne langsam hinter dem Horizont auftauchte und ihre Hitze wieder über das Land ausbreitete, wurde es mir dann in meinem Schlafsack zu warm und ich stand auf. Ulrich und Rupert waren bereits auf den Beinen. Die beiden passten gut zusammen, denn beide beginnen ihren Tag immer sehr früh. Das Frühstück war lecker, afghanisches Fladenbrot mit Kirschkonfitüre und Bananencreme. Zeit zum Entspannen gab es aber nicht, denn unser Tagesplan rief einmal mehr. Unsere erste Station war die Universität von Mazar, eine von sieben Universitäten im ganzen Land.

Das Gebäude, eigentlich gleich um die Ecke unserer Unterkunft, machte von außen und von innen einen passablen Eindruck. Viele Studenten standen herum – wir waren direkt zur Prüfungszeit hier. Auffällig: die Universität war anders als der Rest der Stadt eine Burkha-befreite Zone. Die jungen Frauen trugen zwar auch Kopftücher, aber man sah endlich auch Gesichter, die nicht sofort in Tuch gehüllt und abgewandt wurden. Man führte uns zum Rektor der Universität. Da Taj zwar ein guter Übersetzer war, es an der Uni aber auch richtige Übersetzer gab, fragten wir nach einem. Wenige Minuten später stand ein junger Mann im Raum, der von diesem Punkt ab die Unterhaltung zwischen dem Rektor und unseren beiden Delegationsmitgliedern in einem „very sophisticated“ Englisch übersetzt.

Zehn Fakultäten hat die Balkh-Universität, wie ihr richtiger Name lautet. Die Spannweite reicht von Erziehungswissenschaften über Jura und Landwirtschaft bis hin zu Wirtschaftswissenschaften. Sogar eine Abteilung für Journalistik gibt es. 4000 Studenten studieren an der Einrichtung, ein Teil davon in der Zweigstelle in Balkh. Die Räumlichkeiten, so der Rektor, reichten bei weitem nicht für alle Studenten aus. Eine Erweiterung des Campus sei geplant, 600 Hektar Land bereits als Baugrund gesichert, aber die Finanzierung stehe eher in den Sternen als im Budget des Finanzministers.

1250 der Studenten werden vom Staat unterstützt – was in Afghanistan bedeutet, dass sie in dem viel zu kleinen und bereits vierzig Jahre alten Wohnheim wohnen und Essen bekommen. Aber von den 70000 Dollar, die jährlich für ihre Unterstützung fließen sollen, kommt nichts in Mazar-e Sharif an. Der Rektor nannte die Bedingungen, unter denen sie leben, ärmlich. Ich beschloss, mir später am Tag noch selbst ein Bild hiervon zu machen.

Die Aktivitäten an der Uni laufen im Rahmen des Möglichen. Die Dozenten und Studenten verdienen sich ihren eigenen Lebensunterhalt oftmals in Nebenjobs. Aber trotz all der Armut gibt es an der Uni Leben, kulturelles Uni-Leben. Wir wurden zu einem koreanischen Nachmittag am Donnerstag eingeladen, erhielten auch jeder eine schriftliche Einladung. Nur leider konnten wir der Einladung nicht nachkommen.

Auch eine Gruppe von Studenten, die sich mit Themen des Umweltschutz auseinandersetzen, gibt es an der Balkh-Universität. Ihr Gruppenleiter ist der Dekan der Landwirtschaftlichen Fakultät. Auch eine Kulturgruppe existiert an der Uni. Im Rahmen dieser Gruppe schreiben die Studenten und Lehrenden selber kleine Gedichte und Stücke, die dann auch zur Aufführung kommen.

Woran es in der Uni in erster Linie mangelte, war aktuelles Wissen von außen. Die Universität verfügte über keinen Internetanschluss – in unserer heutigen Wissenschaftswelt ein Unding, wenn man auf dem laufenden Stand sein möchte. Ulrich wollte sich bemühen, in Deutschland eine Partneruni für die Balkh-Universität zu finden. Bisher hatte die Universität keine Kontakte zu deutschen Hochschulen. Einzig der Rektor und ein anderer Dozent waren auf einer Reise in Deutschland – zwei Lehrende aus Mazar, während aus der Hauptstadt Kabul knapp 200 Lehrende und Studierende an dieser Fahrt teilnahmen. Zumindest die Bibliothek war, dank einiger amerikanischer Stiftungen, auf einem halbwegs aktuellem Stand. Mit 29000 Bänden war sie auch nicht einmal klein. Was aber wirklich fehlte, ist die brandaktuelle Forschungsliteratur – möglichst in Dari oder Farsi bzw. zumindest in Englisch.

Deutsch als Fremdsprache wurde bisher an der Balkh-Universität nicht angeboten. Für eine neue Fakultät fehle einfach der Raum, so der Rektor. Zudem müsste man mindestens drei Lehrkräfte einstellen, um eine neue Fakultät zu eröffnen. Aber dafür fehlten einfach die Mittel und geeignete Kandidaten. Bei einem offiziellen

Jahresbudget von drei Millionen Dollar, die aber nur auf dem Papier wirklich in der Größenordnung existierten, seien derartige Erweiterungen wohl eher Wunschdenken. Für deutsche Firmen, so sie denn irgendwann einmal ihre Fühler nach Afghanistan ausstrecken sollten, wären aber diese drei Dozentenstellen – zumal nach afghanischem Tarif gezahlt würde, eine mehr als lohnende Investition in die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Land.

Nach dem Gespräch beim Rektor schauten wir noch ein wenig durch die Seminarräume. Da gerade Prüfungszeit war, quetschten sich viel zu viele Studenten in viel zu kleine Räume, während Dozenten verzweifelt versuchten, für Ruhe zu sorgen. In einem der Räume traf Taj seinen alten Lehrer wieder – er hatte an der Uni Jura studiert. Ich wollte ein Foto von den Studenten machen – größtenteils Männer. Als ich die Kamera ansetzte, senkte eine junge Frau in der Mitte des Raumes sofort ihren Kopf und zog den Schleier vor das Gesicht – so weit raus aus der Stadt war also auch die Uni nicht.

Wir besichtigten die Bibliothek. Auf die Frage, ob die Studenten die Bücher fleglich behandeln, wurde dies bejaht. Bücher seien Mangelware – und jeder Nutzer würde namentlich registriert. Herausgerissene Seiten wie in Deutschland gebe es nicht.

Der Buchbestand war nicht wirklich auf afghanische Bedürfnisse zugeschnitten. Marketing-Bücher, wie man ein Produkt am Besten im Fernsehen platziert, wirkten sehr deplaziert. Es waren Schenkungen von Amerikanern. Nachgedacht über das, was da geschenkt wurde, hatte aber wohl niemand wirklich.

Auf dem Weg nach draußen dann wieder Frauen ohne Burkha – in ganzen Gruppen. Aber es herrschte eine strenge Trennung der Geschlechter. Männer unterhielten sich mit Männern, Frauen mit Frauen. So ist das halt in diesem Land. Draußen vor der Tür am Jeep waren Ulrich und Rupert dann schnell von zahlreichen Studenten umringt. Als ich den Eingang fotografierte, fielen mir drei Frauen im ersten Stock auf. Sie guckten immer durchs Fenster und kicherten albern vor sich hin. Wahrscheinlich wunderten sie sich darüber, dass die drei Männer aus dem Westen so überhaupt nicht nach dem aussahen, was sie aus dem pakistanischen und iranischen Fernsehen als westlich kannten.

Von der Uni aus fuhren wir nur mit einem Jeep weiter. Taj begleitete uns. Sultan erzählte und von den ISAF Truppen in Mazar. Rupert und Ulrich wollten sie

unbedingt sehen. Und so suchten wir uns dann in einem Stadtviertel, fragten uns bei Kindern durch. Die boten auf jeden Fall die besten Informationen, so Sultan. Bei den Erwachsenen sei man sich hier nicht immer wirklich sicher, was ihre Antworten wirklich bedeuteten. Aber Kinder sind Kinder und sie unterscheiden sich auf der ganzen Welt so gut wie nicht.

Wir kamen in eine staubige Seitengasse. Leere Ölfässer und Stacheldraht auf der Mauer wiesen auf die Militärpräsenz hin. Vor dem Gebäude patrouillierten zwei afghanische Soldaten mit Kalaschnikow. Wir ließen den Wagen in sicherer Entfernung stehen – nicht das man uns noch für Terroristen hielt. Die Kamera blieb sicherheitshalber im Wagen bei Taj. Rupert meinte, dass bereits die Erwähnung von „Presse“ uns jeglichen Zutritt verbauen könnte.

Am Eingang dann die Frage, ob wir mit jemandem sprechen könnten. Ein Afghane in Zivil begab sich nach drinnen. Dann passierte erst einmal nichts. Kurze Zeit später erschien dann ein Mann in braunem T-Shirt, khakifarbener Tarnhose und mit beigen Wüstenstiefeln. ‚Ein Ami‘, war mein erster Gedanke. Er stellte sich aber als Guy Bennett vor und sein Akzent war ‚very british‘. Er fragte uns, wer wir sind und was wir wollen. Rupert und ich stellten uns als Mitarbeiter von Cap Anamur vor, was ihm ein Kopfnicken entlockte. Als Ulrich sich als Bundestagsabgeordneter vorstellte, realisierte Mr. Bennett dies erst gar nicht richtig. Aber nachdem er sich schon fast wieder abwenden wollte, machte es irgendwie klick. „Oh, really. Hello.“ Auf unsere Frage, ob das hier ISAF sei, verneinte er sofort. „We are not ISAF. We are PRT.“ Ich verstand für den Moment nur Bahnhof.

Wir wurden höflich nach drinnen gebeten. Vorher gab es aber noch Passkontrolle und Leibesvisitation. Zwei Negativfilme, die ich noch in der Hosentasche hatte, mussten am Eingang bleiben. Und dann durften wir nach drinnen.

Nach einem ersten Innenhof, in welchem noch Afghanen werkelten, dann ein zweiter Hof – und eine andere Welt. Große Satellitenschüsseln auf dem Dach sorgten dafür, dass die vier britischen Soldaten, die hier um kurz nach neun herumsaßen, die Wrestlingübertragungen aus der Heimat auf einem Großbildfernseher bewundern konnten. Sie saßen hier unter ihrem Schilfdach im Luxus und faulenzten. Wir gingen in einen klimatisierten Aufenthaltsraum. Auf einem noch größeren Fernseher liefen die Nachrichten der BBC. Mr. Bennett, dessen Dienstrang ich leider nicht verstanden

hatte, schaltete die Nachrichten aus. Wir setzten uns auf eine Biertischgarnitur – die Mensa der Briten. Für uns gab es frisches Wasser aus dem Kühlschrank, eingeflogen aus Griechenland. Zwischendurch, wenn sich die Soldaten am Kühlschrank bedienten, warf ich ab und an einen Blick auf den Inhalt: Milch und Saft aus good old Europe.

Wir kamen mit Mr. Bennett ins Gespräch. Die Provincial Reconstruction Teams, kurz PRT, seien auf Wunsch der Zentralregierung von Hamid Karzai im Land unterwegs. Es wären bereits vier US-amerikanische und zwei britische Wiederaufbauteams in Afghanistan. Ihr Ziel sei es, die Unterstützung für die Zentralregierung Hamid Karzais in den Provinzen des Landes zu stärken. Es ginge darum, so Bennett, nicht durch Waffen Präsenz zu zeigen, sondern durch Gespräche mit den einzelnen Commandern vor Ort eine Balance zwischen ziviler und militärischer Sicherheit zu erzielen.

Nachdem wir uns bereits einige Minuten mit Mr. Bennett unterhalten hatten, erschien seine zivile Vorgesetzte - Jaquelin Lawson-Smith vom Foreign & Commonwealth Office, die ebenfalls zum PRT in Mazar-e Sharif gehörte. Sie betonte erneut, dass die Anwesenheit der Teams in der Provinz auf dem Wunsch der Übergangsregierung basiere. Ihr Ziel sei es, dass Vertrauen in die Demokratie und in die Zentralregierung zu stärken, aber auch sich um Bereiche wie die Rechte der Frauen zu kümmern.

Die PRT arbeiten nicht zentral aus dem Hauptquartier in Mazar-e Sharif, sondern gehen in kleinen Gruppen in die Mittelzentren der einzelnen Provinzen, um ihre Arbeit direkt vor Ort zu erledigen. Ein Ansinnen, welches nicht einfach umzusetzen ist, wie auch die Briten feststellen. „Wir dürfen uns nicht selbst täuschen – das wird eine harte Aufgabe.“, so Jaquelin Lawson-Smith in der Übersetzung.

Lange bleiben konnten wir nicht mehr – es war bereits zehn vor elf und um elf hatten wir unseren Termin beim Bürgermeister von Mazar-e Sharif. Sowohl Ulrich Kasparick als auch Rupert Neudeck sahen sich nach dem Gespräch bestätigt, dass mit dem Ausweiten des deutschen Engagements in Afghanistan nicht weiter gezögert werden dürfe. „Wir laufen Gefahr, wieder einmal viel zu spät zu kommen.“, so Ulrich. Klar war aber auch, dass das Gespräch mit Netz und

doppeltem Boden gehalten wurde. Was wir nun wirklich glauben durften und was nicht, blieb dahingestellt.

Die Fahrt zum Bürgermeister war recht kurz. Das Rathaus von Mazar wirkte ein wenig heruntergekommen – ein altes Betongebäude, welches auf einem staubigen Innenhof stand. Wenig repräsentativ. Im Flur des Gebäudes ein großes Gedränge. Viele Afghanen wollten zum Bürgermeister. Wir wurden in einen kleinen Raum geführt, scheinbar ein Vorzimmer oder Büro, wo wir dann etwas verlegen erst einmal warteten. Nach zwei Minuten war der Chef dann bereit für uns. Wir wurden auf die gegenüberliegende Seite des Flures geführt und in das eigentliche Amtszimmer geleitet. Ein zweckmäßiges Büro, nicht übermäßig schön, aber funktionell. Wie in allen Amtsstuben fand sich auch hier ein Bild von Hamid Karzai an der Wand. Auf dem Schreibtisch neben der kleinen Afghanistan-Fahne stand ein PC. Er war mit einer Plastikfolie abgedeckt, um ihn vor dem Staub, der in diesem Land zumindest im Sommer permanent in der Luft zu hängen scheint, zu schonen. So saßen wir dann in Jeans und mit weißen T-Shirts, die zumindest noch weiß und frisch waren, und warteten auf den Bürgermeister, jedoch bereits ein wenig durchgeschwitzt von dem heißen Wetter.

Haji-Mohammed Ishaq, der Bürgermeister von Mazar-e Sharif, zeigte sich bei seinem Erscheinen sichtlich abweisend. Zumindest im ersten Moment. Wahrscheinlich gefiel ihm nicht, dass wir nicht wie er mit feinem Anzug erschienen waren sondern im „Räuberzivil“. Einen Bundestagsabgeordneten aus Deutschland stellte man sich wohl in Afghanistan etwas anders vor. Aber was sollten wir anderes tun – wir waren nicht in repräsentativer Mission unterwegs.

Es folgten die üblichen Begrüßungsfloskeln, doch Ruperts erste Frage nach den Problemen der Stadt wurde erst einmal zugunsten eines langen Vortrages über die Stadt selbst und die Region zurückgestellt.

Mazar-e Sharif ist das Zentrum der Balkh-Provinz, gleichzeitig auch die wichtigste Stadt im Norden des Landes. 336 Schulen gibt es in der Stadt. Die Sicherheitslage verbessere sich wieder. Herr Ishaq verwies darauf, dass die Kriminalität in allen großen Städten der Welt ein Problem sei – eine Floskel, welche wir nicht zum ersten mal hörten.

Wie wir erfuhren, wurde Mazar im Krieg gegen die Taliban ganze drei Jahre lang umkämpft. Schritt für Schritt werde die Lage in der Stadt wieder besser, wie Herr Ishaq betonte. Der Neubeginn war bei Null: das Schulsystem und die Versorgung waren zerstört, die Infrastruktur kaputt.

Energieversorgung und sauberes Wasser seien ein großes Problem. Strom kam früher aus Usbekistan, aktuell käme er aus Turkmenistan – allerdings mit russischer Mentalität. Wenn es komme, dann komme es halt. Aber meist komme nichts oder viel zu wenig, um die aufstrebende Stadt auch nur annähernd entsprechend ihren Bedürfnissen zu versorgen. Versorgt wurde Mazar zu diesem Zeitpunkt hauptsächlich über eine große Fabrik in der Nähe, die ihren eigenen Strom herstellte und den Überschuss ins Netz einspeiste – viel zu wenig für die wachsende Metropole. Erst am Vorabend waren wir Zeugen dieser Situation geworden. Mitten im Fernsehprogramm ging der Fernseher aus und verweigerte den weiteren Dienst. Auch im Rest der Stadt flackerten die Lampen und nachdem der Strom zusammenbrach erwachten hunderte von Dieselgeneratoren zum Leben und erfüllten die Nachtluft mit einem sonoren Brummen und die Straßen und Höfe mit hellem Licht und einem konstanten Fernsehbild.

Problematisch für Mazar-e Sharif als Provinzhauptstadt seien die Bergregionen, welche südlich des Flughafens der Stadt beginnen. Dort gebe es ein großes Versorgungsproblem, welches aber auf absehbare Zeit nicht beseitigt werden könne, da diese Regionen schwer zu erreichen seien. Wir sollten uns am folgenden Tag selbst ein Bild davon machen.

Über das Wasserproblem in Mazar-e Sharif hatten wir am Vorabend bereits mit Joachim Boenisch bei der Agro-Action gesprochen. Ein Abwassersystem gibt es nicht, Klärgruben sind Mangelware. Abwässer versickern einfach so im Boden und verseuchen auf diese Weise langsam aber stetig das Grundwasser der Stadt, welches so ziemlich die einzige Wasserquelle ist.

Wie uns der Bürgermeister mitteilte, war ein japanisches Team dabei, ein Wasserversorgungssystem für die Stadt aufzubauen. Das Projekt war aber noch nicht vollendet und auch viel zu klein dimensioniert, um den Bedarf der gesamten Stadt zu decken. Nur ein kleiner Bereich im Zentrum würde durch dieses System erfasst. Neu bauten aber auch die Japaner nicht – sie setzten lediglich ein altes Wassersystem

in der Stadt wieder in Stand. Später bei der Fahrt durch die Stadt fielen mir dann die Wassertanks auf Stelzen auf, die ab und an am Straßenrand standen – mit einem roten Kreis auf der Seite.

Die Beziehungen zu Kabul beschrieb Herr Ishaq als sehr gut. Einmal pro Woche gebe es ein Treffen mit den Vertretern der Ministerien in Mazar-e Sharif. Die Zusammenarbeit mit den NGO's funktioniere aber nicht immer zufrieden stellend: oftmals sehen die Hilfsorganisationen keinerlei Bedarf, ihre Hilfsprojekte mit der Stadtverwaltung zu koordinieren, obwohl es sogar Koordinierungs-Meetings speziell hierfür gebe – auch nicht die feine Art, aber symptomatisch für das Land. Selbst die Deutschen Entwicklungshelfer in Kabul halten es ja nicht einmal für nötig, sich mit dem Entwicklungsminister Armin Farhang kurzzuschließen. Dabei spricht dieser perfekt Deutsch und ist in der Hauptstadt jederzeit erreichbar...

Als ich die Frage nach der Bevölkerungszahl der Stadt stellte, begann der Bürgermeister zu schwimmen. Zwischen 800000 und 1 Mio. Menschen sollen in der Provinz Balkh leben. Die letzte Volkszählung habe irgendwann in den siebziger Jahren stattgefunden, dann plötzlich 1986 noch unter den Russen. Aktuell gebe es größere Probleme als die Bevölkerung zu zählen, zumal dies durch die zahlreichen Flüchtlinge im Land auch nicht gerade einfach sei. Zudem existiert kein zentrales Melderegister, was die Angelegenheit erschwert. Im Kleinen Islam-Lexikon der BPB steht Mazar-e Sharif noch mit 300000 Einwohnern (Stand UNO-Schätzung von 2000). Nach einer Viertelstunde kam dann der Mitarbeiter des Bürgermeisters zurück und lieferte erstaunlich aktuelle, für meinen Geschmack zu genaue Zahlen. Demnach leben in der gesamten Provinz Balkh 946.600 Menschen. Die Einwohnerzahl von Mazar-e Sharif beträgt nach dieser Angabe 186.700 Menschen. Für diese riesige Menge hat Herr Ishaq einen sehr schlanken Verwaltungsapparat – 24 Mitarbeiter arbeiten in seiner Verwaltung. Dass er damit keine großen Sprünge machen kann, wird schnell klar.

Wir verabschiedeten uns vom Bürgermeister und machten uns wieder auf den Weg. Vor dem Büro wartete eine große Menschenmenge. Einige sichtbar Kriegsversehrte waren unter ihnen. Für sie waren wir nur ein unbekannter Grund, der ihr Warten ein wenig verlängert hatte. Sultan drängte uns schnell nach draußen.

Am Wagen dann die Frage, was wir als nächstes tun wollten. Ich schlug vor, den Fernsehsender, der nur einen Block entfernt von der Residenz des Bürgermeister steht, zu besuchen. Im Hinterkopf hatte ich in diesem Moment noch eine kleine Extrastory über die Arbeit der Journalisten in Mazar. Wir fuhren mit dem Jeep die kurze Strecke.

„Balkh Radio und Television“ stand auf einem großen Schild über dem Eingangstor. Sultan verschwand vor dem großen Metalltor wieder im Inneren, nur um in gewohnter Manier wenige Minuten später wieder zu erscheinen und uns mitzuteilen, dass man uns kurzfristig empfangen werde. Wir wurden in ein Büro geführt. Ein Fernseher stand auf einem kleinen Schrank, zwei Sofas, mit Bettlaken abgedeckt, ein Schreibtisch mit einem alten PC. So sah das Büro des Chefredakteurs aus. Wir machten es uns bequem, ein mäßiger schwarzer Tee wurde aufgetischt. Unser Gegenüber wirkte sehr skeptisch, ein hagerer Mann mit dem Ansatz von Haarausfall.

Zum Einstieg fragte Ulrich erst einmal, wie viele Zuschauer der Sender habe. Sultan hatte uns erzählt, dass rund zehn Prozent der Familien einen Fernseher haben. Der Chefredakteur, ein Paschtune, erzählt erst einmal, wie wichtig das Fernsehen für den Wiederaufbau sei. Er war wohl der Meinung, dass Demokratie ohne Fernsehen nicht funktioniert. Nach einem langen Vortrag über die Wichtigkeit des Fernsehen dann in zwei Sätzen die Infos, dass der Sender 25 Kilometer Reichweite habe und er keinen blassen Schimmer davon habe, wie viele Leute seinem Programm zuschauten.

Rupert fragte nach den Problemen, die die tägliche Arbeit mit sich bringt. Nur der Herr Chefredakteur war davon nicht beeindruckt. Ohne Vorwarnung begann er mit einem minutenlangen Vortrag darüber, dass schon so viele Menschen gekommen seien und gefragt hätten, was es für Probleme gebe – und er habe nur einen einzigen Fernseher. Keiner der Fragenden habe sich danach je wieder sehen lassen, es sei nichts passiert – und er habe nur einen einzigen Fernseher. Alles was sie zum arbeiten hätten, musste er bei anderen zusammenbetteln – und er habe nur einen einzigen Fernseher. Ich schaltete bald ab und schrieb meine Story in den Wind. Ulrich und Rupert tranken ihren Tee und lauschten gespannt. Mehr oder minder.

Sie boten dem Paschtunen an, uns doch ein paar Fragen zu stellen – ein gutes Angebot. Zumindest waren bei den beiden Terminen in der Uni und beim

Bürgermeister je ein Kameramann kurz zu Besuch, die kurze Aufnahmen machten und dann ebenso schnell wie sie kamen wieder verschwanden.

Ich hatte mich dem Fernsehprogramm vom Satelliten zugewandt. Saddams Söhne waren von den Amis gekillt worden – World News auf der BBC. Und im Anschluss dann ein wenig Bildung – The Science Shack mit einem grauhaarigen Peter-Lustig-Verschnitt, der über eine frei schwingende Fußgängerbrücke in irgendeiner englischen Universitätsstadt berichtete – ich hatte ja leider keinen Ton sondern nur das Schimpfen des Paschtunen. Man merkte Taj an, dass er mit sichtlichem Unwillen die Angriffe übersetzte – und ich wettete, dass wir bereits die entschärfte Version zu hören bekamen. Ab und an gab es aber doch noch verwertbare Informationen, zum Beispiel, dass der Sender 1964 gegründet wurde und das im ganzen Sender keine Spezialisten arbeiten. Letztere Info verwirrte mich ein wenig, hatte doch die Balkh-Universität einen Studiengang Journalistik. Aber der Chefredakteur wollte wohl nur die Mängel des Programms entschuldigen.

Unter den Taliban, wo Musik ja verboten war, Radio und Fernsehen erst recht, wurde der ganze Sender zerstört. Der Paschtune erzählte uns aber eine Geschichte, dass Mitarbeiter des Senders den großen Sender eingewickelt und weggeschafft hatten. Im Boden verbuddelt überstand er so die Terrorzeit der Taliban. Für den Sender begann danach trotzdem der Wiederaufbau bei Null. Unterstützung von der Regierung gab es nicht, das ganze Equipment habe er zusammenbetteln müssen – und er habe nur einen Fernseher. Irgendwie war er dann doch wieder zum Meckern übergegangen.

Nach zwanzig Minuten Zetern machten wir uns bereit zum Gehen – und plötzlich hat der Herr auch Interesse, über andere Themen zu sprechen. Aber wir nicht mehr. Wir bedankten uns für den Tee und gingen wieder. Im Nachhinein eine gute Entscheidung.

Vor dem Tor erzählte Rupert, dass die ARD ihr gesamtes altes Analog-Equipment als Aufbauhilfe nach Afghanistan geschickt hätte und dass er sicher sei, dass auch unser schimpfender Paschtune etwas von diesem Arbeitsmaterial in seinem Sender stehen habe.

Mittlerweile war es kurz nach dem Mittag. Wir überlegten, was wir als nächstes tun könnten. Ulrich schlug vor, die Fahrt nach Balkh vorzuziehen. Rupert und ich hatten

nichts dagegen. Sultan meinte nur, dass er für Balkh noch ein paar „Guards“ organisieren müsse – außerdem wollte er mit uns erst einmal Mittagessen fahren. Er telefonierte mit den Guards, zwei Familienmitgliedern der doch recht großen Paiwand-Sippe, ebenfalls Geschäftsleute, die gute Kontakte in Balkh hatten – also weniger als Guards fungierten sondern als Kontakte.

Sultan fuhr mit uns zu einem exklusiven Club, wo es zu Mittag geben sollte. Aber am Tor ließ man ihn abblitzen: „Wichtige Geschäftsleute, geschlossene Gesellschaft.“ Ich unkte, dass wohl Herr Dostum gerade im Club sei – und traf damit ins Schwarze. Denn als wir mit unseren Guards und ihrem Toyota an der Tankstelle standen um noch einmal aufzutanken, fuhr ein schwarzer 600er Mercedes mit getönten Scheiben vorbei – Herr Dostum. Vorneweg und hintendran ein Geländewagen, mehr Begleitung hatte er nicht.

Über den Mercedes von Herrn Dostum sollten wir später noch eine nette Geschichte hören. Die Waffengorillas des selbtherrlichen Kriegsfürsten, der nur mit US-Millionen still gehalten wird, hatten einen Afghanen, der Deutsch konnte, aus seiner Arbeit weggeholt – er müsse sofort mitkommen. Wenn Dostum sofort ruft, dann muss man sofort kommen. Inoffiziell hat er immer noch das sagen in der Region – leider. Der Afghane folgte brav. Er dachte bereits sonst etwas. Bei Herrn Dostum dann der Lacher: der funkelneue 600er Mercedes hatte plötzlich eine Warnmeldung auf dem Tacho, in deutsch, die keiner verstand. Und der ängstliche Dostum traute sich mit dem Wagen nicht mehr los – könnte ja explodieren. Hatte er seinen Wagen wohl schlecht gekauft – oder aber Mercedes ist ausländerunfreundlich, dass man die Meldungen nicht in Englisch einstellen kann. Zumindest verlangte der Wagen: „Luftdruck überprüfen“. Tja, wenn Herrn Dostum mitten in der Wüste die Luft ausgegangen wäre – die Bevölkerung von Mazar hätte ihn wohl nicht vermisst.

Auf dem Weg nach Balkh fuhren wir in Richtung des Territoriums des Kriegsfürsten. Überall entlang der Straße waren die Zeichen des Krieges noch allgegenwärtig – ausgebrannte Schützenpanzerwracks älterer Bauart. Viele zerstörte Gebäude, die noch niemand wieder aufgebaut hatte. Neben der Straße verlief eine Gasleitung – aber lieferte laut Sultan viel zu wenig, um die Bevölkerung ausreichend zu versorgen. Wenige Kilometer außerhalb der Stadt fuhren wir dann durch ein

mittelalterliches Fort – mittendurch, zum einen Tor hinein und zum anderen wieder heraus.

Sultan erzählt uns, dass dies der alte Stützpunkt des Kriegsfürsten D. sei, an welchem er seine Truppen versammelt habe. Aber wir sahen nur noch wenige Fahrzeuge und kaum Menschen in dem Bauwerk. Einzig ein Pick-Up-Truck, der uns unterwegs überholte, verwies auf die Macht des Mannes. Die Soldaten auf der Ladefläche waren in niegelneue Uniformen gekleidet mit adretten Baretts und gut gepflegten Waffen. Im Vergleich zu den eher heruntergekommen aussehenden Soldaten der Zentralregierung flößten diese Männer einen gewissen Respekt ein – ich vermutete, dass dies auch die einzige Aufgabe des Pick-Ups war: den Respekt wahren. Zumindest einen Rest von Respekt wahrten sie auch bei mir – ich ließ die Kamera lieber weg.

Nach gut 30 Kilometern bogen wir hinter einem Kontrollposten nach rechts in eine Straße ein. Nach wenigen hundert Metern tauchten dann plötzlich links und rechts der Straße große alte Mauern über den Feldern auf: die Stadtmauer von Balkh. Ulrich erzählte von alten Legenden, dass die Mauern angeblich auf den Knochen der Feinde errichtet worden sein sollen. Zumindest behaupten die Menschen in Balkh, dass in ihrer Stadt die ältesten Fundamente der Welt stehen – älter als die von Jericho.

Das Zentrum der Stadt wird beherrscht von einer großen und alten Moschee und dem sie umgebenden Park. Alte und große Bäume stehen dort, in deren Schatten die Menschen zum Gebet gehen oder aber einfach nur den Tag genießen. In Balkh sah ich das erste mal auch Menschen in Zivil mit der Kalaschnikow durch die Gegend laufen.

Wir parkten die beiden Jeeps am Straßenrand. Bauern hatten direkt an der Straße ihre Stände aufgebaut und verkauften die Früchte ihrer Felder. Wir begaben uns in das Innere des Parks, direkt auf dem Weg zur Moschee. Mit ihren blauen Mosaikmustern leuchtete sie richtig in der Sonne und hob sich von dem Grün der sie umgebenden Bäume ab. Der Turm, den die Moschee einst an ihrer Frontseite hatte, existiert nicht mehr. Irgendwann Ende der achtziger oder Anfang der Neunziger war ein Flugzeug abgestürzt, welches den Turm noch mitgenommen hatte, aber glücklicherweise nicht auf die Moschee direkt stürzte. Es wäre Schade um das rund 1000 Jahre alte Bauwerk gewesen.

Drinnen in der Moschee wollte Sultan einem alten Mann Guten Tag sagen, den er noch aus seiner Jugend kannte. Der Mann saß seit 15 Jahren am Eingang der Moschee. Fröhlich gegen vier kam er zum ersten Frühgebet und Abends ging er erst beim Nachtgebet um 21 Uhr – dazwischen sorgte er dafür, dass die Gläubigen zu jeder Tageszeit vorbeikommen können um zu beten. Nur Nachts war er nicht in der Moschee. Dann übernahm ein Wachmann diesen Job und schloss all denen, die in der Nacht das Bedürfnis zum Gebet verspürten, die Tür auf.

Wir setzten uns am Eingang nieder und Sultan unterhielt sich mit dem alten Mann. Wirklich viel über die Moschee erfuhren wir nicht – Sultan vernachlässigte das Übersetzen ein wenig. Aber Ulrich und Rupert war die Moschee ein Begriff. Ulrich erzählte von einem Journalisten, der mit dem Rucksack durch Afghanistan gezogen war. In seiner Reisebeschreibung war eben jener Mann am Eingang der Moschee erwähnt worden.

Der Innenraum war schlicht, zeigte aber auch die Pracht des Baus, der noch aus einer anderen Zeit zu stammen schien. Leider lag mein Stativ noch in Mazar-e Sharif – die Tour nach Balkh war ja eigentlich nicht eingeplant gewesen. Also gab es Fotografien unter erschwerten Bedingungen. Eine Uhr direkt neben dem Altar zeigte die genauen Uhrzeiten für die Gebete an. Einige Gläubige waren auch gerade im Gebet vertieft.

Nach einigen Minuten führte uns der Alte in einen Nebenraum der Moschee und nahm ein paar Bretter vom Boden. Nur mit Strümpfen an den Füßen stiegen wir hinab in das Dunkel unter der Moschee. Ein uraltes Kellergewölbe erwartete uns, düster und vollkommen leer. Angeblich sei es bereits älter als die Moschee und wurde in früheren Zeiten als Schule genutzt. Nur mit dem Licht eines Feuerzeuges betrachten wir die Wände. Ich versuchte in der Dunkelheit ein Foto zu machen – eine Aufgabe, die sich als schwerer erwies als gedacht, zumal ich mein Stativ natürlich nicht am Mann hatte und dementsprechend aus der Hand fotografieren musste. Aber das Ergebnis stellte als, für einen 100er Film unter diesen Bedingungen, ganz gut heraus. Nur die Protagonisten spielten nicht ganz mit – Sultan hatte mal wieder die Augen zu.

Wieder am Tageslicht verabschiedeten wir uns von dem alten Mann. Wenige Meter weiter ging es zu einem Grab. Die Dichterin, die dort begraben liegt, heißt wohl

Rabuha Balki. Sie lebte vor 1045 Jahren. Auf dem Grab direkt war nur ein Grabstein zu sehen. Rupert wollte das Bild gerne für die Schule in Dashte Qua`le haben. Nachdem ich das wenig aussagekräftige Motiv halbwegs vernünftig unter Dach und Fach hatte, führte uns einer der Einheimischen zu einer kleinen Tür an der Seite – wir durften auch den eigentlichen Grabraum unter der großen Betondecke besichtigen. Die Tür zum Grab war winzig. Ich hatte meine liebe Mühe, mit meiner Größe durch die Tür zu kommen. Drinnen dann ein großer, grüner Steinsarkophag, welcher liebevoll mit Teppichen geschmückt war. Ich fotografierte Rupert vor diesem Sarkophag – ebenfalls keine leichte Aufgabe ohne Motiv, zumal die kleine Halle recht groß war und ich nur meinen Blitz zum Ausleuchten parat hatte. Ich wagte mich an eine 1/30 Sekunde Belichtungszeit, in der Hoffnung, nicht all zu sehr zu wackeln. Das Foto gelang entsprechend der Umstände recht gut, auch wenn Ulrich später in Deutschland meinte, es sei zu dunkel.

Nach dem Wiederaufstieg aus der Totengruft ging es dann weiter. Unsere „Guards“ kannten einen Mann, den sie uns unbedingt zeigen mussten.

Wir fahren aus der Stadt hinaus. Auffällig an allen Häusern im Stadtzentrum war das Zeichen des Halo-Trust. Balkh war also im Krieg stark umkämpftes Gelände, in dem auch die Häuser vermint wurden. Nach wenigen Minuten Fahrt waren wir aus der Stadt heraus und fuhren auf eine große alte Mauer zu. Ein altes Fort mit annähernd quadratischer Grundfläche, Kantenlänge gut ein Kilometer. Ich wagte mir gar nicht vorzustellen, welche Heermassen in diesen Mauern Platz hatten. Aber das Königreich von Balkh, auch Baktrien genannt, war recht groß gewesen und hatte wohl auch zahlreiche Kriege geführt.

Doch von alter Größe war nichts mehr zu sehen. Alles was die Mauern heute noch einfassen, ist ein riesengroßes Stück Wüste, in dem sich Schlangen und Skorpione tummeln. Wir fuhren auf ein ehemaliges Tor mitten in einer der Seitenmauern zu. Zumindest vermutete ich dort ein Tor, denn ein Weg führte durch einen Durchbruch in der Mauer weiter nach draußen. Eine verfallen aussehende Hütte stand neben dem Tor, ein kleiner Brunnen. Weiter oben in der Mauer ein grüner Sarkophag, geschmückt mit lauter bunten Fähnchen. Sultan erzählte uns, dass hier ein ganz interessanter Mann lebt. Wir stellten unsere Wagen ab. Ein Junge mit Kalaschnikow um den Hals rannte hier herum. Und ein dunkelhaariger Mann mit dunkler

Kleidung. Er sah schmutzig aus, strahlte aber eine gewisse innere Stärke aus. Er wurde uns vorgestellt als Sha Hosini Noha Hsini. Wie uns Sultan erzählte, stammte er aus der Stadt Maschhad im Iran. Als junger Mann träumte er immer von dem Grab, welches über seinem Haus steht. Ein gewisser Ahamadi Zomche liegt dort begraben, ein Geistlicher, der vor rund 3000 Jahren lebte, also weit vor dem Islam. Sha Hosini fragte seinen Vater, was diese immer wiederkehrenden Träume zu bedeuten haben. Dieser sagte ihm, dass es eine Botschaft Gottes sei und dass er nun nach Balkh gehen müsse, um dort zu leben und glücklich zu werden. Und genau das tat er dann auch und lief zu Fuß den ganzen Weg vom Iran bis nach Balkh.

Seinen Lebensunterhalt verdient der Iraner als Wunderheiler. Mit Skorpionen und Schlangen heilt er bestimmte Leiden der Menschen. Er zeigte uns eine Giftschlange in einem Glas und auch ein Glas voller schwarzer kleiner Skorpione, welche er auch einfach herausnahm und zur Demonstration über seinen Arm laufen ließ – Show für die Touristen, also uns. Aber auch unsere Guards zeigten sich sehr beeindruckt. Peter Geyer in Dashte Qu`le hatte mir erzählt, dass die Skorpione, die es im Norden gibt, nicht tödlich sind sondern ihre Bisse nur verdammt weh tun. Respekt hatte ich vor den kleinen Schwarzen trotzdem – und die Kamera nicht schnell genug parat, um sie auch im Bild festzuhalten.

Nach der Einlage mit den Skorpionen führte uns Sha Hosini ein wenig herum. An einem Mauerrest erzählte er uns eine alte Geschichte von zwei Teufeln. Diese hatten vor 4000 Jahren die Menschen in dem Fort und in der Stadt tyrannisiert. Ein heiliger Mann war dann gekommen und hatte sie in dem Brunnen, dessen Reste man heute noch sieht, eingeschlossen. Und dort liegen sie nun angeblich begraben. Immer Freitags, zur Zeit des Gebetes, höre man noch ihre klagenden Rufe aus der Tiefe, wie sie um Vergebung flehen und um ihre Freilassung betteln.

Vom Brunnenrest ging es dann zum Grabe Ahamadi Zomches. Ich bemerkte erst oben, dass ich meine Kameratasche und das 200er Objektiv im Auto vergessen hatte – also noch einmal absteigen und zum Wagen laufen. Ulrich und Rupert kletterten in der Zeit auf den Rest der Mauer hinauf und genossen von oben den Blick über die Landschaft. Als ich wieder zurück war, erzählte Sha Hosini unserer Reisegruppe gerade etwas über heilenden Kräfte des Grabes. Wenn man einen Nagel in das Holz am Kopfende des Grabes einschlägt, so hilft dies gegen Zahnschmerzen. Sultan ließ

sich überreden es einmal auszuprobieren. „Nur zur Vorsorge“, meinte er lachend – wirklich glauben tat er daran nicht. Aber Sha Hosini. Ulrich meinte kurz darauf, als wir wieder im Wagen saßen: „Der Mann ist echt.“

Vor dem Abschied gab er jedem von uns noch ein „magisches Bonbon“. Ich hoffte nur, dass es meinen Durchfall endlich milderte – aber es war wohl doch nur ein Stück Zucker ohne wirkliche Kräfte gewesen.

Wir fuhren auf einem anderen staubigen Weg weiter zu einem nächsten heiligen Ort. Dabei wollte Ulrich eigentlich nur das Geburtshaus von Jala a'Din Rumi sehen – mehr nicht. Kurz hinter der Festungsmauer lag ein kleines Häuschen auf einem Hügel zwischen kleinen Bäumen – und mittendrin das nächste Grab. Unsere Guards erzählten uns etwas von sieben heiligen Männern, welche dort begraben liegen sollen. Wir trafen auf einen alten Mann mit grauem Bart, den Wächter des Grabes, der dort bereits seit 50 Jahren, so zumindest seine Angaben, lebt. Ein kleiner Junge, der ein wenig Verhaltensgestört wirkte, war bei ihm. Ein kleines Mädchen schlief im Schatten eines Strohdaches. Wir standen ein wenig ratlos herum.

Unsere Guards waren mittlerweile in das Innere der Umrandung des Grabes gelaufen und beteten andächtig. Wir folgten ihnen mit Taj und Sultan. Eine grüne Tafel stand am Grab. Nachdem Taj sie gelesen hatte, lacht er nur und kam zu uns zurück. Unsere Führer hätten Dummheiten erzählt, meinte er. In dem Grab würden keine sieben heiligen Männer liegen, sondern nur ein einziger mit Namen „Sheth“ – Sieben. Auch stünden auf der Tafel solche „Weisheiten“ wie „Höre nie auf deine Frau denn aus den Mündern der Frauen kommen nur Lügen.“ Wir gingen vom Grab wieder nach draußen. Bevor unser Weg uns weiter führte, sprach der alte Mann noch ein Gebet für uns alle. Ganz selbstverständlich. Ulrich war davon begeistert, verglich es mit der Form von christlichem Glauben, wie man ihn noch vor hundert Jahren auch in Deutschland recht häufig vorfand.

Bevor wir gingen, fragte er den alten Mann noch, warum die Kinder bei ihm seien und nicht in der Schule. Der antwortete nur, dass es in der Region keine Schule gibt und die nächste für die Kinder zu weit weg sei.

Mit den Jeeps begaben wir uns weiter auf einen staubigen Feldweg. Es ging vorbei an bewässerten Feldern, Lehmhütten und immer wieder den Resten des alten Balkh, Befestigungsanlagen, welche noch heute die einstmalige Größe erahnen ließen.

Sultan erzählte uns, dass er in seiner Studienzeit oft mit Freunden in Balkh war. Die Zahl der historischen Sehenswürdigkeiten sei so zahlreich, dass wir, wollten wir uns alles anschauen, mindestens drei Tage Zeit nehmen müssten. Leider hatten wir die Zeit aber nicht, sondern nur diesen einen Nachmittag.

In einem kleinen Dorf bogen wir von der Hauptstraße auf ein von Bäumen beschattetes Areal. Neben einer kleinen Hütte mit einem Plakat, auf dem vor den verschiedenen Formen von Minen und Fundmunition gewarnt wurde, blieben wir stehen. An einem Ende des Platzes befanden sich die Überreste eines alten Hauses aus gebrannten Ziegeln. Die andere Seite wurde von einem uralten und sehr großen Baum bestanden.

Unsere Guards erzählten uns, dass wir nun am Geburtshaus von Jala a'din Rumi angekommen wären. Taj meinte aber, dass das eigentliche Geburtshaus nicht mehr existiert, weil es wohl ebenso wie alle anderen Häuser aus Lehm bestanden haben wird. In der Ruine des Hauses aus den behauenen Steinen befindet sich einmal mehr eines jener grünen Gräber. Der Bruder eines wichtigen Mannes hat hier seine Ruhestätte gefunden. Das Grab selber wird von einem weiteren alten Mann bewacht. Sein Name ist Mussafier Tauret. Wie alt er ist, wußte er nicht – etwas, dass uns hier in Afghanistan öfter begegnete. Nur einen alten Ausweis konnte er uns noch zeigen. Das Stück Papier sah schon sehr alt und gebraucht aus. Es stammte noch aus der Zeit des Königs. Aber auch dieses Dokument kam ohne sein Alter aus. Aufgrund des Alters des Ausweises schätzten wir ihn auf zwischen 60 und 70 Jahre.

Die Geschichten, welche dieser Mann zu erzählen hatte, sind für uns nicht sehr aufschlussreich. Taj stellte irgendwann das Übersetzen mehr oder minder ein und erzählte nur noch, dass Mussafier Tauret keine Ahnung hatte von dem, was er erzählt. Er berichtete von islamischen Heiligen, die vor 2000 Jahren gelebt haben – nur dass es den Islam zu dieser Zeit noch gar nicht gab.

Während Ulrich und Rupert weiter den Ausführungen des Alten folgten, wandte ich mich einer Gruppe Kinder zu, welche bald nach unserer Ankunft zusammengelaufen waren. Ein kleines Mädchen mit leuchtend blauen Augen in einem rosafarbenen Anzug erweckte meine Aufmerksamkeit. Doch als ich versuchte, sie zu fotografieren, war sie schnell weg – ebenso wie die beiden etwas älteren Mädchen, welche in der Kindergruppe waren. Sie zogen ihren Schleier vor das Gesicht und rannten schnell

aus meinem Blickfeld. Ich beschloss, mich ein wenig in Geduld zu üben und hockte mich hin. Zuerst nahm ich so mit den Kindern Blickkontakt auf. Ohne Kamera schauten sie mich auch an und lachten, aber sobald ich die Kamera ein wenig hob, wendeten sie sich gleich wieder ab.

Mit den Jungen war dies ein wenig einfacher. Ich brauchte die Kamera nur zu heben, schon liefen sie zusammen und schmissen sich in Pose – meist direkt vor die Mädchen, die vielleicht doch noch stehen blieben. Und während Mussafier weiter über das Grab, welches er seit vielen Jahren bewachte, berichtete, tastete ich mich mit den Kindern langsam an ein gutes Bild heran. Nachdem die Kamera das erste Mal klickte, trauten sich auch die Mädchen wieder heran. Auch das kleine mit den blauen Augen kam und nach wenigen Minuten gelang mir dann ein richtig gutes Bild mit lachenden Kindern – ohne dass ich sie mit irgendwelchen Süßigkeiten hätte bestechen müssen.

Ulrich und Rupert waren mit ihrer Führung mittlerweile fertig. Wir schauten uns den Baum noch an. Siebenhundert Jahre – so alt schätzte Ulrich ihn. Das würde bedeuten, dass bereits Rumi im Schatten des Baumes hätte sitzen und spielen können. Und so fanden wir den ersten Pfad zurück in die Vergangenheit zum wohl meistgelesenen Dichter in der islamischen Welt nicht über Gebäude, Gräber und die Erzählungen alter Männer, sondern über einen die Jahrhunderte und Kriege überdauernden Baum.

Von dem Haus mit den gebrannten Ziegeln führte uns unser Weg dann über sehr schmale Pfade zwischen Feldern hindurch zu einer Ruine aus Lehm – die Schule von Rumi, wie man uns erzählte. Wir kletterten auf dem Lehm der Überreste herum, wobei sowohl wir als auch unsere Begleiter immer wieder Lehm locker traten. Nur gut, dass Afghanistan kein Touristen-Land ist – die Schule wäre mittlerweile auf den Sohlen der Touristen davongetragen worden.

Auf einem großen Lehmhaufen, einem Gewölbe der Schule, machten wir dann ein Gruppenfoto, wobei Ulrich darauf bestand, dass der Milchbubi mit der Kalaschnikow, den wir am Grab von Ahamadi Zomche zum ersten Mal getroffen hatten, ganz nach vorne aufs Bild kam, um den Gegensatz zwischen Rumi und der überflüssigen Waffe zu zeigen. Leider stand die Sonne zur Mittagszeit sehr

ungünstig, so dass die Ausleuchtung des Bildes im Nachhinein sehr zu wünschen übrig ließ.

Ich sonderte mich ein wenig von der Gruppe ab, um in das Innere der Schule zu gelangen und von dort noch Bilder zu machen. Die ganze Zeit schwebte im Hintergrund die Frage, ob die Schule wohl schon von Minen geräumt sei und ob dort überhaupt einmal Minen existiert hatten. Aber da unsere Begleiter uns frei herumklettern ließen und auch sonst nichts sagten, kletterte ich dann beruhigt weiter.

Die Schule sollte der letzte Teil auf unserer Besichtigungstour in Balkh sein. Von dort aus begaben wir uns dann wieder zurück in den Ort, nicht ohne an weiteren Ruinen vorbeizufahren. Rupert erzählte, dass ein Team von französischen Archäologen in der Gegend zu Grabungen unterwegs sei und auch schon sehr viele Funde gemacht hätte. Ein Team – angesichts der Gegend könnte wohl auch eine viel größere Zahl zu Grabungen im Land unterwegs sein, zumal diese Teams historisch wertvolles erhalten und gleichzeitig Arbeitsplatz-Alternativen zu den Warlords schaffen könnten.

Zurück in Balkh wollten uns unsere einheimischen Führer dann unbedingt zum militärischen Commander bringen. Und so fuhren wir dann in eine Seitenstraße und auf einen Hof. Ein großes Feld schloss sich hinter einem großen Wohnhaus aus Lehm an – wir aber wurden in eine Art Strohütte bzw. Laube gebracht. Von außen sah diese Konstruktion wenig Vertrauen erweckend aus, aber von Innen war sie dann eine Wohltat. Die Wände dieser Laube waren mit dem überall in der Wüste wachsenden Dorngras bedeckt, welches zu Büscheln gebunden und wie Schindeln über die Außenwand gelegt wurden. Über diese einem Gradierwerk vergleichbare Konstruktion tröpfelte dann Wasser, mit dem Effekt, dass im Inneren der Laube statt der 48 Grad im Schatten die Temperaturen um schätzungsweise knapp unter 30 Grad lagen.

Drinnen saßen wir dann wieder auf Teppichen und warteten auf den Commander, der auch bald kam. Für die Gäste wurden dann erst einmal Wassermelonen aufgetischt, die zwar nicht zu den leckersten gehörten, die wir in Afghanistan gegessen hatten, aber trotzdem besser waren als das meiste, was in deutschen Supermärkten ausliegt.

Mit dem Commander kamen Ulrich und Rupert nur zögerlich ins Gespräch. Es ging darum, ob wir uns in Balkh selbst eine Schule anschauen könnten. Der Commander meinte aber, dass die Schulen in Balkh in guter Verfassung seien. Die Schulen, welche der Hilfe von außen benötigen würden, lägen aber 30 Minuten mit dem Auto entfernt – zu weit für unseren Zeitplan an diesem Abend, wollten wir doch um halb sieben in Mazar bei der Agro Action sein, um noch E-Mails zu schreiben.

Es folgte dann eine sehr wirre Diskussion, in welcher Ulrich erst am nächsten Tag noch einmal wiederkommen wollte, Rupert dann aber darauf bestand, dass man solche Besichtigungen nicht mit einem Commander machen könne, wegen der politischen Implikationen, und Taj am Ende halb verzweifelte bei dem Versuch, den notdürftigen Konsens der beiden ins Neu-Persische zu übertragen. Er durfte dann dem Commander beibringen, dass unser Tagesplan am nächsten Tag bereits zu eng gestrickt sei, um noch einmal nach Balkh zu kommen – was er ja auch war.

Wir einigten uns dann darauf, dass der Commander den Zuständigen Beamten für die örtlichen Schulen holen ließ. Wenig später saß der Mann dann ebenfalls bei uns in der Runde. Wir erfuhren, dass in der Region von Balkh 150000 Menschen leben. Das bedeutete, dass die alte Provinzhauptstadt fast genauso viele Einwohner hätte wie Mazar – allerdings verteilt auf einen ganzen Distrikt. Vor den Taliban gab es 55 Schulen in Stadt und Umland. Ihre Zahl ist mittlerweile auf 34 Schulen gesunken. Rund die Hälfte aller Schulen ist in deutlich schlechtem Zustand. Wie der Commander beisteuerte, habe die Regierung bisher nichts getan, um dem abzuhelfen. Alle Investitionen zur Wiederherstellung der alten Schulgebäude wären von Privatpersonen ausgegangen.

Von den 34 Schulen in und um Balkh sind nur drei Schulen weiterführende Schulen, das heißt die Kinder werden von der sechsten bis zur 11. Klasse unterrichtet. Zwei dieser afghanischen Gymnasien stehen in Balkh direkt, eines im Umland. Wie der zuständige Mann für die Schulverwaltung informierte, hat von den 480 Lehrern in der Schulprovinz nur ein einziger ein Lehrerdiplom. Die meisten Lehrer hätten lediglich den Abschluss der weiterführenden Schule vorzuweisen. Jedoch seien 160 Lehrer in einer Weiterbildung an der Balkh-Universität. Ich begann langsam zu begreifen, wie die Situation in Deutschland nach dem Krieg ausgesehen haben muss,

mit Neulehrern, die eigentlich keine Lehrer waren und trotzdem selbst noch meine Generation unterrichteten.

Während wir noch über die Schulen sprachen, waren plötzlich Salven und einzelne Schüsse aus der Kalaschnikow zu hören – es klang wie ein Feuergefecht. Unsere Gastgeber blieben erst ruhig, aber ihre Walkie Talkies erwachten zum Leben. Nach weiteren Schüssen gingen dann einige von ihnen nach draußen. Für mich klang es wie ein Feuergefecht. Wir unterhielten uns mit dem Commander aber weiter, als wäre nichts geschehen. Ich bat Taj, doch einmal bei den Afghanen nachzuhorchen, was da vorgefallen war.

Für uns war es mittlerweile langsam wieder Zeit geworden, um uns auf den Weg nach Mazar-e Sharif zu machen. Wir verabschiedeten uns beim Commander. Während der Verabschiedung begann dieser dann, uns von einer Schule zu erzählen, welche er wieder am Aufbauen sei. Aber er wäre mit der Arbeit noch nicht ganz fertig geworden – und an dieser Stelle hätte er dann wohl gerne Rupert gesehen. Aber die Grünhelme suchten etwas ganz anderes – ein Projekt, welches den Menschen wirklich hilft und das nicht den Ruhm eines Commanders steigert.

Taj berichtete mir, dass die Schüsse von der Hochzeit eines anderen Commanders gekommen wären. Ich fragte mich, wie viele kleine Militärherrscher noch ihr Unwesen in dieser Gegend trieben, war aber erleichtert, dass es sich zumindest nicht um ein Gefecht gehandelt hatte. Und so stiegen wir dann wieder in unsere Jeeps und machten uns auf den Rückweg.

Unterwegs musste Sultan für mich noch einmal am Stadtrand von Balkh anhalten – ich wollte unbedingt die Stadtmauer fotografieren. Wann sonst sollte ich noch einmal die Chance für dieses Motiv bekommen? Doch mit diesem Zwischenstopp auf der kleinen Straße verursachten wir erst einmal ein kleines Verkehrschaos – denn hinter uns staute sich der Verkehr und die Afghanen in den Wagen bedachten mich mit mürrischen Blicken – was war das auch für ein Spinner, der die Dreckberge um ihre Stadt unbedingt mit so einem komischen Kasten betrachten musste.

Zurück in Mazar hatten wir noch ein wenig Zeit. Ich machte ein Bild von weißen Tauben, die am Straßenrand um einen Graben herum saßen, und Sultan erzählte mir, dass er einen Platz kenne, wo es davon noch viele mehr gäbe. Da uns nichts hinderte, sagten wir ihm, er solle uns dorthin fahren. Und so fuhren wir dann zur großen

Moschee in Mazar-e Sharif. Den Wagen parkten wir vor einer der zahlreichen Geschäftsstraßen mitten auf dem Gehweg. Wie Sultan uns erzählte, hatte sein Vater in einem der Geschäfte seinen ersten Laden, in welchem er bereits als Zwölfjähriger mit half. Elektronik, Gas, Teppiche – die Mischung der einzelnen Geschäfte und ihre friedliches Nebeneinander war verblüffend. Wir begaben uns zu Fuß auf den Weg zur Moschee, während Sultan noch drei Jungen die Aufgabe zum Auto waschen und natürlich darauf acht geben gab.

Wir mussten zu Fuß über die Hauptstraße – ein Unterfangen, welches im Entwicklungsland Afghanistan genauso schwer werden kann wie in Hamburg oder München, denn wenn man nicht aufpasst, wird man von einem der bis zur doppelten Dachhöhe beladenen Lastwagen über den Haufen gefahren. Rupert nutzte die Gelegenheit, um mit seinem Turaja, dem Satellitentelefon, erst noch einmal zu Hause anzurufen.

Auf dem Weg zur Moschee standen zahlreiche Stände mit Obst und Getränken – die Snackabteilung. In Deutschland wären wohl Bratwurststände entlang des Weges verteilt gewesen. Im Schatten eines jener Stände saß ein Mann von rund Mitte 30, der keine Beine mehr hatte und seinen Lebensunterhalt erbettelte. Auch auf dem Weg zur Moschee das gleiche Bild – Frauen mit dreckigen grünen Burkhas und kleinen Kindern bettelten am Rande des Weges, Kriegsversehrte ebenfalls. Aber angesichts der Einwohnerzahl der Stadt waren es erstaunlich wenige, die hier saßen. An anderen Stellen der Stadt waren mir noch keine Bettler aufgefallen.

Sultan führte uns in Richtung Moschee. Unter einigen Bäumen saßen Männer in der Abendsonne und spielten Brettspiele. Eine Hochzeitsgesellschaft warf sich für einen Mann mit Videokamera in Pose. Die Moderne hielt in diesem Land schneller Einzug, als wir uns wahrscheinlich vorstellen konnten. Unser Ziel waren aber die vielen weißen Tauben, die auf dem großen Vorplatz der Moschee herumflogen. Zwei Afghanen mit alten Kameras beäugten meine Canon neugierig und fragten dann, ob die Kamera aus Usbekistan sei. Taj meinte aber, ich solle lieber nicht auf die beiden reagieren, da wir sie sonst gar nicht mehr los werden würden.

Sultan organisierte für die Tauben (und natürlich in erster Linie für mich für das Foto) Taubenfutter, welches in einer kleinen Holzhütte in Blechnäpfen verkauft wurde. Das Füttern der Tauben soll nämlich Glück und Gesundheit bringen. Für

mich bedeutete das Futter dann einige schöne Bilder, unter anderem auch eines von Rupert mit Friedenstauben.

Noch während ich beim Fotografieren war, kam ein junger Afghane auf uns zu, der uns ansprach. Ob wir denn die Moschee von Innen fotografieren wollten – er würde die passende Erlaubnis verkaufen. Laut einer Anordnung der Zentralregierung müssen Ausländer (so weit ich das verstanden habe) für das Fotografieren der Moschee von innen und auch der Museen so ein Ticket kaufen – für happige fünf Dollar. Der Preis war mir und auch dem Rest zu teuer. Ich fragte den Mann, wo denn der Innenraum der Moschee beginne, da diese ja eingezäunt war. Er meinte, erst hinter dem Zaun. Also nahm ich die Kamera, und machte ein Bild durch den Zaun. Der Schreck folgte dann später – der Rest der Reisegruppe war plötzlich verschwunden und nicht mehr zu sehen. Ich dachte, sie wären bereits wieder in Richtung Wagen gegangen, denn dorthin wollten sie ja zuerst. Aber am Wagen angekommen, musste ich dann feststellen, dass dort noch niemand war. So lief ich dann zurück zur Moschee, wo Sultan, Taj, Rupert und Ulrich bereits dabei waren, mich zu suchen. Sie waren, während ich das Foto gemacht hatte, hinter mir in genau die entgegen gesetzte Richtung gelaufen und waren dadurch hinter einem Zaun verborgen. Dort hatte sie der junge Mann noch einmal angesprochen. Ulrich meinte erst, er habe die fünf Dollar verlangt, weil ich durch den Zaun fotografiert habe, aber Sultan meinte, der Afghane habe sich nur dafür entschuldigt, dass er die Gebühr kassieren müsse.

Und so verließen wir dann den Platz vor der Moschee wieder und machten uns auf den Weg zur deutschen Agro Action, wo Joachim Boenisch bereits auf uns wartete und uns den Zugang zum Internet – zumindest das Absenden einer Text-Mail in Richtung Heimat, ermöglichte. Der Laptop im Obergeschoss hatte sichtlich mit der Hitze zu kämpfen – von der Leistung des schnellen Pentium blieb bei 48 Grad im Schatten nicht viel mehr als ein „geradeso schaffe ich noch eine Textverarbeitung“. Nacheinander schrieben wir unsere Mails in die Heimat – was alles in allem gut 30 Minuten dauerte. Die reinen Textmeldungen wurden dann per Satelliten-Telefon auf den Weg nach Deutschland geschickt – mehr Internet hat auch die deutsche Entwicklungshilfe in Afghanistan nicht. Aber wie Joachim Boenisch am Vortag schon meinte – erst einmal müssen die Menschen sauberes Wasser, genug zu essen und

eine vernünftige Schulbildung haben. Alles andere kann vor diesem Hintergrund ein wenig warten. Nachdem wir nun die Grüße in die Heimat abgeschickt hatten, ging es mit dem Jeep von Herrn Boenisch ins sogenannte Gästehaus – das Domizil der deutschen Entwicklungshelfer.

Das Häuschen sah von außen auch nicht viel anders aus als die übrigen Häuser in der Gegend. Auf dem Innenhof standen zahlreiche Betten mit Moskitonetzen – aber nicht wegen der Moskitos, sondern wegen der zahlreichen Fliegen, wie Joachim Boenisch betonte, die einem das Schlafen zur Hölle machen konnten und in alle möglichen Körperöffnungen kletterten, sofern man ihnen nur den Anlass dazu gab. Als ob die Hitze nicht schon schlimm genug wäre.

Ein Kollege von Joachim Boenisch war gerade mit dem Vorbereiten eines afghanischen Grills beschäftigt. Nicht einmal mehr sein Vorname ist in meinem Gedächtnis geblieben, wohl aber der Fakt, dass er aus dem Allgäu stammte und einen alten Entwicklungshelfer kennt, mit dem schon Rupert zusammengearbeitet hat. Das zweite Mal auf der Tour, dass einem Asien irgendwie zu klein vorkam. Aber es ist wahrscheinlich so im Helfer-Business: es sind immer wieder die gleichen Verdächtigen, die die wirklich wichtige Arbeit machen und sich daher irgendwann auch alle ganz gut untereinander kennen.

Das Feuer und die Fleischspießchen brauchten noch ein wenig. Wir saßen derweil im Keller und schauten uns die Nachrichten im Satellitenfernsehen an – diesmal mit Ton und in deutscher Sprache. Und so gab es dann die Bestätigung, dass Saddams älteste Söhne von den Amerikanern getötet worden waren. Immer noch liefen die gleichen Bilder wie am Vormittag beim Paschtunen auf BBC, ein Eckhaus, eher eine Villa, mit ein wenig Qualm, vielen Soldaten und erregten Irakern – aber es war, bis auf den Kommentar des Moderators, nicht ersichtlich, ob sie den Tod der beiden betrauern oder bejubeln. Dann ein Bild der Leichen – notdürftig für die Kameras zusammengeflickt. Man hätte meinen können, die GI's hätten das Haus mit Bluthunden gestürmt und die erst mal in Ruhe fressen lassen. Aber der Kampf soll wohl etwas länger gedauert haben, was den Schluss zulässt, dass das reichhaltige Waffenarsenal eines Frontsoldaten erst einmal ordentlich ausgeschöpft wurde. Wenn die GI's ihre Gegner sehen, sind sie unschlagbar. Aber wehe der Gegner sitzt versteckt in einer Menschenmasse und verhält sich ruhig...

Von Saddam war an diesem Tag übrigens nichts zu sehen, aber angeblich habe man ihn an anderer Stelle nur um ein paar Stunden verpasst, wie es einen Tag später hieß. Auf der Deutschen Welle dann ein Bericht über Tony Blair und die Affäre um den Waffенexperten Kelly. Der erste Sender, der sich nicht mit den Saddam-Söhnen beschäftigte. Naja, zwischenzeitlich war das Essen bereits fertig.

Oben nahmen wir dann an einem großen Holztisch Platz. Mittlerweile war die Sonne schon fast untergegangen und die Fliegen nicht mehr aktiv – die ideale Zeit zum Essen also. „So lange es noch hell ist, kommt man vor Fliegen gar nicht zum Essen“, hatte Joachim Boenisch gemeint. Das Fleisch war lecker, der Salat und das Brot auch. „Bier habe ich leider keines da.“, meinte Herr Boenisch noch entschuldigend, aber so sehr vermissten wir es auch nicht. Das Wasser war schon angenehm genug.

Nachdem die zweite Runde Fleischspießchen auf dem Tisch waren, kamen auch die beiden Mitbewohner der Deutschen – zwei Italiener, von denen einer Marko oder Mario hieß. Sie arbeiteten für irgendeine Organisation, welche sich speziell um Kinder kümmert, und waren immer sehr viel unterwegs. Einer von beiden verzichtete auf das Duschen vorm Essen, der andere sprang erst einmal unter die Dusche, um den Schweiß und vor allem den Staub abzuwaschen.

Joachim Boenisch erzählte die Geschichte von einem Einbrecher, der sich immer über das Dach der Deutschen auf ein Nachbargrundstück geschlichen hatte. Das einfache Installieren einer Lampe half aber, ihn davon abzuhalten. Denn ohne Schatten zum Verbergen wurde es schwierig, von der Straße ungesehen auf das Dach und zum Nachbargrundstück zu gelangen.

Mit derartigen Geschichten brachten wir den Abend herum. Kurz vor neun kamen dann Sultan und Taj, um uns mit dem Wagen abzuholen. Sie hupten erst vor dem falschen Tor und es dauerte eine Weile, ehe sie dann den richtigen Eingang fanden. Joachim Boenisch war immer noch erstaunt darüber, dass Sultan wusste, wo das Gästehaus war, da er noch niemals dort gewesen war. Aber das war eines der Geschäftsgeheimnisse von Sultan: die notwendigen Informationen hatte er immer irgendwie beschafft, auch wenn keiner von uns wusste wie.

Da Joachim Boenisch erzählt hatte, welche Probleme er mit zuverlässigen Mitarbeitern habe, empfahl ihm Rupert, doch Taj einzustellen. Taj wollte ja in Mazar bei seiner Familie bleiben, hatte aber noch keinen Job. Und dank Ruperts Hilfe war er

gerade einmal einen Tag zurück und hatte schon den besten Kontakt für einen neuen Job, auch wenn er erst einmal nicht wusste, warum ihn Joachim Boenisch bat, doch am Montag einmal mit seinem Lebenslauf vorbeizuschauen.

Wir verabschiedeten uns von den Deutschen und Italienern und fuhren zurück zur Unterkunft. Sultan hatte am nächsten Tag Geburtstag und wollte natürlich „reinfeiern“. In der Unterkunft nahm ich erst einmal mein Stativ und die Kamera und fragte Taj, ob er mich noch einmal zur Straßenkreuzung begleiten würde, da ich noch Fotos von den Verkaufsständen bei Nacht machen wollte. Er sagte natürlich ja. Auf die Frage, ob ich mit dem Auto fahren wolle, verneinte ich natürlich – es waren ja nur dreihundert Meter. Und auch ihm war es recht, einen kleinen Abendspaziergang zu machen. Mittlerweile war es kurz nach neun – aber an den Straßenständen war immer noch Leben. Mit kleinen Generatoren wurden die zahlreichen Geschäfte beleuchtet.

Mein erstes Ziel war natürlich der Video-Laden. Diese Shops waren überall in der Stadt zu sehen und verkauften Videos und Musik-CD's sowie Kassetten. Und während die meisten Frauen mit der Burkha verhüllt waren, hingen in diesen Geschäften die großen Poster der iranischen und pakistanischen weiblichen Pop- und Filmsternchen, die sich westlich dekadent und kaum verhüllt für den Fotografen räkelt – eine einzige Austestung von Grenzen. Ich vermute fast, dass der Erfolg dieser Damen umgekehrt proportional zur bedeckten Haut verläuft, zumindest in Afghanistan.

Mit dem Stativ und der Kamera war ich schnell umringt von neugierigen Afghanen. Sie zeigten sich begeistert davon, dass ein Ausländer sich Nachts noch auf die Straße traue, um Bilder zu machen. Aber ich hatte wenig Probleme damit, zumal wir ja nicht wirklich groß in der Stadt unterwegs waren. Nachdem das Foto mit dem Videoladen unter Dach und Fach war – die rote und grüne Neonbeleuchtung gab dem Ganzen einen besonderen Touch – machte ich dann noch einige Bilder von den verschiedenen Ständen. Während ich den einen Stand an der Straßenecke fotografierte – was insgesamt nicht mehr als drei Minuten dauerte – hielten hinter mir auf der Straße vier Taxen, die allesamt wollten, dass ich sie auch noch fotografiere – was aber angesichts des fehlenden Lichtes der Wagen nicht wirklich zu

einem guten Ergebnis geführt hätte. Taj meinte außerdem, ich solle sie besser ignorieren, dann führen sie schon weiter.

Nachdem ich dann einige gute Bilder im Kasten hatte (und sich die Investition in Stativ und Drahtauslöser gelohnt hatte – immerhin zusammen 70 Euro), kamen wir mit den Leuten drum herum ins Gespräch. Es waren auch einige Studenten vom direkt hinter dem Markt liegenden Studentenwohnheim dabei, die fragten, ob wir von ihnen nicht auch noch ein Bild machen wollten. Da wir am Morgen beim Direktor der Universität von den schlechten Lebensbedingungen der Studenten gehört hatten, sagte ich natürlich ja. Schließlich wollte ich mir ja das Studentenheim auch noch von Innen anschauen.

Vor dem Heim machte ich erst einmal ein Foto – zwar vom Nachbargebäude, einem normalen Wohnhaus, das aber Bauartgleich zum Studentenheim ist. Der Weg ins Innere des Gebäudes war dann ein wenig versperrt – statt durch eine Tür zu gehen, mussten wir durch ein Gitter steigen. Einen anderen Weg nach drinnen gab es nicht. Der Fußboden in dem großen, finsternen Flur zeigte noch Reste vom Glanz, den das Gebäude bei seinem Bau einmal gehabt haben musste. Schöne Fliesen, soweit das in der Dunkelheit zu beurteilen war, zierten ihn. Aber die Wände, aus denen Drähte und andere Dinge ragten, wirkten eher wenig Vertrauen erweckend. Und Taj warnte mich vor einem Loch im Fußboden, das irgendwo sein sollte und in das er als Student einmal hineingefallen war.

Die Räume der Studenten waren ärmlich. Im ersten Raum, eher einer kleinen Kammer, standen drei Doppelstockbetten, die das Zimmer komplett einnahmen. Schränke gab es nicht – nur das Licht einer Glühbirne, in welchem sich die anwesenden Herren auf ihre Prüfungen am nächsten Tag vorbereiteten. Ich bannte den Zustand auf den Diafilm, während hinter mir die Menschenmenge wieder anwuchs. Wir gingen den Flur weiter entlang. Die Männer im nächsten Zimmer wollten erst nicht fotografiert werden, zumindest einer von ihnen. Als sie dann aber die Kamera sahen und die anderen Studenten von draußen scheinbar meinten, dass das in Ordnung sei, durfte ich auch diesen Raum fotografieren. Er war zwar ein wenig größer als der erste Raum, dafür aber auch mit mehr Studenten belegt, die auf dem Boden saßen und allesamt lernten. Ich machte zwei Bilder und verabschiedete

mich dann. Natürlich wollte man mich zum Bleiben überreden – aber dann hätte ich wohl noch jedes einzelne Zimmer im ganzen Haus fotografieren müssen.

Was ich im Studentenwohnheim nicht ablichten konnte, waren die Räume ohne Licht, deren schwarze Löcher von Türen nichts von ihrem Inhalt preisgaben. Ich vermute, dass sich dort die Sanitäreinrichtungen und Küchen befunden haben, jene Bereiche, wegen denen der Direktor meinte, dass man im Wohnheim unter ganz schlechten Bedingungen leben würde. Die Zimmer allein waren es nicht einmal, sondern das, was ich nicht zu sehen bekam.

Wir gingen wieder zurück zur Unterkunft, wo der Rest bereits vorm Fernseher saß und Musikvideos schaute. Sultan zeigte uns den größten Superstar von Tadschikistan – einem Arsch, wie er nebenbei meinte, aber trotzdem ein guter Freund. Naja, irgendwo schien die Übersetzung wohl doch ein wenig zu haken. Auf jeden Fall war die Aufzeichnung aus dem tadschikischen Fernsehen ein Witz. Der Mann kam auf die Bühne, wo seine Band recht professionell spielte, und stand dann rum wie ein Tanzbär an der Leine, der ab und an mal passend mit den Hüften wackelte. Seine Stimme war auch nicht gerade weltbewegend, er sah nicht einmal gut aus, aber er konnte mit der Hüfte schaukeln, passend zu Texten von Blumen und Bienen. Damit wurde man dann in Tadschikistan gefeierter Popstar – aber nicht wirklich reich. Zumindest nicht nach unseren Maßstäben. Das Beste an dem Auftritt war das Tanzensemble, welches um ihn herumtanzte – lauter hübsche junge Damen, die an das Ferntheater der untergegangenen demokratischen Republik meiner Heimat erinnerten. Sultan erzählte, dass die Haupttänzerin eine gute Freundin von ihm sei. Mich wunderte das bei ihm und seinen Kontakten aber nicht mehr wirklich. Den tadschikischen Sänger sollte er übrigens schon einmal bei einer Tournee durch Afghanistan unterstützen. 30000 Dollar wollte er haben – für alles inklusive und drei Tage Tour. Aber diese Summe war Sultan dann wohl doch zu hoch – grob gerechnet hätten 30000 Afghanen einen Tageslohn investieren müssen, um einen Sänger zu sehen, den sie nicht kennen – um plus minus null zu fahren. Da das Geld aber erst mal für andere Sachen gebraucht wird, konnte ich schon verstehen, dass das alles nichts wurde. Was aber nicht heißen soll, dass musikalische Tourneen in Afghanistan nicht auch von Erfolg gekrönt sein können – sie müssen halt nur preiswert sein.

Der Abend klang so mit Musik und viel Lachen aus. Sultan und ein Teil der Familie zogen sich dann ins Haus zurück, wo sie noch ein wenig feierten – mit russischen Leckereien aus der Flasche. Wir breiteten unsere Schlafsäcke unterm Sternenhimmel aus. Die vielen Eindrücke des Tages waren schwer zu verarbeiten. Ich hatte wahrscheinlich an diesem einen Tag mehr vom Land gesehen, als einige offizielle Mitarbeiter von Botschaften und Organisationen, die per Order nur in Kabul unterwegs sein dürfen. Irgendwie taten mir diese Leute leid. Sie verpassten das Beste des Landes.

#### **24. Juli - Marmol, das Dorf in den Bergen**

Der Donnerstag Morgen begann mit dem Ruf des Muezzin irgendwann gegen vier Uhr morgens. Ich drehte ich danach erst noch einmal rum, aber gegen sechs wurde es dann wieder so warm, dass aufstehen eine gute Alternative war. Ulrich und Rupert waren bereits wach und arbeiteten an ihren Aufzeichnungen. Auch ich vervollständigte einen Teil meiner Notizen, so lange vorm Frühstück noch Zeit dafür war. Während der Fahrten mit dem Wagen kam man ja immer nicht dazu, irgend etwas zu schreiben, da die Entzifferung dieses Schreibwirrwarrs im Nachhinein immer unmöglich war. Das Frühstück war ähnlich lecker wie am Vortag, und so machten wir uns dann am frühen Morgen frisch gestärkt auf den Weg in die Dörfer. Unsere erste Station war ein Dorf in der Nähe der Hauptstraße von Mazar nach Kabul. Es hörte auf den ungewohnten Namen Qala-i Gul-Mohd. Ulrich und Rupert fingen an über die sehr kompliziert klingenden Namen Witze zu machen. „Das klingt alles wie Amanullah und Dshallallabada lallalla.“, meinte Ulrich. Ich ergänzte: „Qualei lallalla balaleika“. Sultan und Taj konnten über unsere Witze sogar lachen. Qala-i Gul-Mohd zeigte sich sehr trist. Das Dorf lag direkt auf dem Angriffsweg der Taliban auf dem Weg nach Mazar. Dementsprechend waren zahlreiche Häuser immer noch zerstört. Wir fragten uns durch zur Schule. Auch diese war kaputt, ein paar Zelte standen auf einem leeren Platz und drinnen hörte man Kinder beim Unterricht. Als Rupert fragte, was mit dieser Schule sei, erzählt man uns, dass sie momentan wieder aufgebaut wird. Ein wenig Enttäuschung machte sich bei mir breit – aber es hätte klar sein sollen, dass die leicht erreichbaren Orte direkt an den Hauptstraßen eher weniger Hilfe brauchen.

Neben der Schule stand ein flaches Gebäude mit rundem Kuppeldach. Es sah nicht viel anders aus als die übrigen Häuser im Ort. Lediglich die beiden Lautsprecher, die oberhalb der Kuppel befestigt waren, zeigten, dass dieses Haus einem anderen Zweck diene. Es war eine Moschee – und die Lautsprecher waren das, was in anderen Ländern das Minarett für den Muezzin ist. Mit elektrischer Verstärkung zum Gebet rufen – der Fortschritt war in diesem Land irgendwie doch schon angekommen.

Da es in Qala-i Gul-Mohd nichts für uns zu tun gab, fuhren wir mit dem Wagen weiter zu einem entfernteren Dorf. Der Weg dorthin führte uns mitten zwischen den zahlreichen Getreidefeldern hindurch. Ulrich fragte Sultan immer wieder, ob das Gelände auch frei von Minen sei. Schließlich fuhren wir abseits der Hauptstraße mitten durch die Pampas. Aber Sultan meinte immer nur, dass hier alles geräumt sei. Nach ein paar Kilometern tauchte dann das von Sultan ausgesuchte Dorf aus dem Dunst auf. Wenige kleine Bäume gab es dort. Sonst war der Ort nur von Weizenfeldern umgeben. Das Dorf hörte auf den Namen Gur-e Mai, was übersetzt soviel wie Grab der Schlange bedeutet. Ich fand diesen Namen recht passend, denn der Ort lag umgeben von Halbwüste und Feldern mitten im Brutkessel, der sich von Mazar-e Sharif aus nach Osten erstreckt.

Am Ortsrand stiegen Rupert und Taj aus. Rupert musste noch ein Telefoninterview mit dem Deutschlandfunk in Köln führen, per Satellit über sein Turaja. Wir fragten einen Einheimischen nach der Schule. Er winkte einen Verwandten heran, der gerade beim Getreidedreschen war, und dieser schickte uns dann zum anderen Ende des Dorfes. Einige Männer waren mit Hilfe eines Traktors auch hier beim Dreschen.

Wir trafen auf einen älteren Mann, der Lehrer in der Schule ist. Er erzählte uns, dass knapp 6000 Menschen in dem Dorf leben, davon 1500 Kinder. 367 Kinder besuchten momentan die Schule. Offiziell unterrichte die Schule bis zur achten Klasse. Aber aufgrund von Platzmangel würden nur die Kinder von der ersten bis vierten Klasse unterrichtet. Einige von den Kindern waren auch bereits angelaufen gekommen, um die Fremden zu beobachten. Ulrich verteilte erst einmal ein paar der Buntstifte, die er aus Deutschland mitgebracht hatte. Die Kleinen – allesamt Jungs – freuten sich und bemalten in Ermangelung anderer Malflächen erst einmal ihre Handflächen mit den Stiften.

Mir fielen die Zeichen des Halo-Trust an den Wänden der Häuser auf. Der Mann erzählt, dass die Minensucher erst zwei Monate zuvor im Dorf unterwegs gewesen waren. Vorher habe es immer viele Unfälle gegeben. Pro Woche gab es im Schnitt einen Zwischenfall mit Minen – in den Häusern, in denen die Menschen eigentlich zu Hause waren! Aber seit der Räumung sei dies zum Glück nicht mehr so.

Das größte Problem von Gur-e Mai ist das Wasser. Zwar hat eine Hilfsorganisation Pumpen gebaut. Aber zwei Handpumpen für knapp 6000 Menschen sind sehr wenig. Und durch die starke Nutzung gingen die beiden Pumpen auch sehr schnell kaputt. Über einen Wasserzufluss verfügt Gur-e Mai zwar auch, aber es handelt sich dabei um kaum mehr als ein Kloake. An maximal ein bis zwei Tagen pro Woche komme überhaupt Wasser an – und das reiche dann auch meist kaum. Zum Bewässern der 1200 Hektar, die um das Dorf herum als Ackerfläche genutzt werden, bleibt da nichts übrig. Da das Wasser so unbeständig kommt, findet man überall im Dorf kleine Teiche – Wasservorräte für schlechte Zeiten. Nur sind diese Teiche zum einen Brutplätze für Mücken und zum anderen auch Quelle von Infektionen und Krankheiten.

Einige der Kinder wollen uns von dem Wasser überzeugen und trinken für mich und die Kamera aus dem Graben. Das Wasser sieht schleimig grün aus und am liebsten würde ich sie davon abhalten – aber für sie ist es ganz normal, und sie würden auch ohne meine Anwesenheit ihren Durst in dem Graben löschen.

Während wir noch mit dem Mann erzählten, waren auch Rupert und Taj wieder bei uns angelangt. Und so liefen wir dann quer durch das Dorf zur Schule. Unterwegs entdeckte ich eine alte Trafostation in einem Haus ohne Dach – es hatte hier also auch einmal Elektrizität von außen gegeben. Am Schulgebäude angelangt waren wir dann ein wenig überrascht. Vor uns stand ein großer und intakter Lehm-bau. Ein kleinwüchsiger Mann mit einem Buckel - die Idealbesetzung für den Glöckner von Notre Dame, so die Handlung denn in Afghanistan spielte - zeigte uns die Räume der Schule. Fast meterdicke Wände sorgten dafür, dass es im Inneren recht kühl war. Drei Klassenzimmer und ein Lehrerzimmer hatte der Bau. Rupert fragte, wer die Schule gebaut habe. „Der König“, erhielt er zur Antwort. Ein altes Gebäude also, welches noch zu Zeiten der Monarchie errichtet wurde. Aber den Krieg und die Taliban hat der Bau überlebt und eine alte Schule ist besser als gar keine.

Die Klassenräume waren bis auf den letzten Platz voll gestellt mit einfachen Holzbänken. Bei fast 400 Schülern in diesen kleinen Räumen war es klar, dass nur bis zur vierten Klasse unterrichtet werden konnte. Aber Rupert sah nicht aus, als ob er in Gur-e Mai mit den Grünhelmen aktiv werden wollte. Und so verabschiedeten wir uns dann von den inzwischen zahlreich zusammengelaufenen Menschen und machten uns erst einmal auf den Weg zurück nah Mazar. Unser nächstes Ziel lag nämlich in den Bergen südöstlich der Stadt, dort, wo noch kein Halo-Trust nach Minen gesucht hatte. Und so brauchten wir einen Führer.

Wir fuhren zurück zur Hauptstraße und dann nach Mazar. Eine Bauruine noch vor der Stadt erweckte meine Aufmerksamkeit. Ein Betonskelett eines modernen Baus. Ich fragte Taj, was es mit dem Gebäude auf sich hat. Er meinte, dass es eine Schule werden sollte, ein Gymnasium mit Internat. Eine ausländische Hilfsorganisation hatte mit dem Bau begonnen – aber dann waren die Taliban gekommen und hatten alles zunichte gemacht, das Gebäude vermint und aus einem Platz des Lernens einen Platz des Krieges gemacht.

In Mazar selbst holten wir erst einmal wieder die beiden Guards vom Vortag ab – die übrigens auch beide Mitglieder aus Sultans Familie sind. Gemeinsam mit ihnen fuhren wir dann in die Viertel im Süden von Mazar-e Sharif, in denen die Zerstörung und Armut der Stadt noch stärker zu sehen ist. In einer kleinen Seitenstraße neben einem Wassergraben und im Schatten der Bäume spielender Kinder hielten wir an und luden einen in Braun gewandeten Mann ein – unseren Führer. Durch weitere verwinkelte Gassen, in denen wir manchen Fahrradfahrer erschreckten und an die Häuserwände zwangen, fuhren wir dann in Richtung Süden aus der Stadt hinaus zu den Bergen.

Die Wege zeigten sich als sehr holprig. Rupert war bei den Guards im Wagen mitgefahren, so dass ich mit Sultan und Ulrich den ganzen Jeep für uns allein hatte – was den Vorteil mit sich brachte, dass ich auf der Rückbank von Fenster zu Fenster rutschen und Fotos machen konnte. Kurz hinter Mazar kam auch schon das erste Motiv in Sicht – ein alter Pick-Up mit mehreren Männern beladen und auf der Ladefläche abgedeckt etwas, das verdammt nach einem Geschütz bzw. großem MG aussah. So musste ich mir also die leichte afghanische Infanterie vorstellen. Während der Pick-Up auf der mit großen Steinen notdürftig befestigten Straße weiterfuhr,

wich Sultan auf einen Sandstreifen daneben aus. So hatte ich zwar die Chance, den Wagen zu fotografieren – glaubte aber bei dem Gestuckere nicht wirklich daran, dass das Bild bei einem 100er Film auch etwas werden könnte.

Über Feldwege, oft nicht mehr als Fahrzeugspuren im Sand, ging es weiter in die Berge. Die Landschaft zeigte sich karg. Kaum Gräser, nirgends Sträucher und von Bäumen war weit und breit nichts zu sehen. Nur die Berge ragten südlich der Stadt empor. Die Sonne brannte an diesem Tag wieder unerbittlich. Ab und an waren Bauern auf Getreidefeldern zu sehen, die damit beschäftigt waren, die Ernte einzuholen. Als Transportmittel für das Getreide dienten Esel. Was erstaunlich war – die Kolonnen waren nicht in Richtung Mazar unterwegs, sondern eher in die Berge. Dörfer gab es in dieser Gegend überhaupt nicht mehr.

Sultan zeigte uns unterwegs den Zweck des Rosenkranzes an seinem Rückspiegel, und führte uns das Gebet eines Geschäftsmannes bzw. Commanders vor: „My money is my money and your money is my money...“ Obwohl Sultan lachte und das Ganze auch ein Scherz war, konnte ich mich aber nicht des Gedanken erwehren, dass für einige Menschen in diesem Land genau dieser Spruch wörtlich genommen wird...

Wir suchten unseren Weg über die staubigen Pisten immer weiter in Richtung Gebirge. Die Landschaft bot wenig Abwechslung. Nach gut einer Stunde Fahrt kamen wir dann an ein ausgetrocknetes Flussbett, welches die staubige Piste ersetzte. Teilweise nur im Schrittempo konnten wir uns auf diesem Untergrund vorwärts bewegen, immer darauf bedacht, ja der vorgegebenen Spur unseres Führungsfahrzeuges zu folgen. Die Bereiche, in welche wir uns begaben, waren Teil des Rückzugsgebietes der Nordallianz gewesen. Ab und an wiesen kleine, in die Hänge am Flussufer getriebene Löcher auf die dahinter liegenden Höhlen hin, in welchen die Kämpfer früher ihre Unterkünfte hatten. Die Minen, welche an bestimmten Stellen immer noch im Boden liegen, sah man dagegen nicht.

Unsere beiden Jeeps kämpften sich immer weiter die Berge empor. Ab und an kam uns sogar ein LKW entgegen – mit ihren altersschwachen Gefährten transportierten die Afghanen wirklich überall etwas. Doch trotz der LKW, die sich hier durch die Berge winden, Haupttransportmittel sind und bleiben die Esel. Wir fuhren auf dem Weg in die Berge nicht nur an einer, sondern gleich an mehreren Karawanen vorbei.

Irgendwo im steileren Gelände zwängten sich unsere Wagen dann über Serpentinien, die kaum breiter als ein Wagen waren. Die ausgewaschenen Wege ohne Schutz zum Abgrund waren die einzigen Pfade hinauf ins Gebirge.

Nach zwei Stunden Fahrt dann ein erschreckender Anblick. Wir fuhren auf eine kleine Schlucht mitten in den Bergen zu. Plötzlich erhoben sich links und rechts von uns die Kanonenrohre von T-55 Panzern und BMP2 in den Himmel. Doch im Gegensatz zu den zahlreichen ausgebrannten Wracks, die wir überall im Land gesehen haben, waren diese Panzer noch funktionstüchtig und sahen aus, als warteten sie nur darauf, endlich wieder gegen irgendeinen Feind zuschlagen zu können. Sultan erzählte uns, dass das die Panzer eines Warlords seien, der sich mit Dostum um Mazar-e Sharif gestritten habe. Wahrscheinlich wären beide Parteien aufeinander mit Waffengewalt losgegangen. Aber die ISAF bzw. die Amerikaner haben beide Warlords ruhig gestellt und die Panzer wurden aus dem Bereich der Stadt abgezogen. Nun stehen sie vor dem Eingang des Tals und bewachen die Zufahrt in die Berge.

Angesichts der zahlreichen Panzer – immerhin standen gut vierzig gepanzerte Fahrzeuge in Reih und Glied hier oben, fragte ich mich allerdings, wie die Taliban mit ihren Pick-Ups überhaupt Mazar-e Sharif erobern konnten. Mit einem Fähigen Befehlshaber wäre dies eine kleine Streitmacht gewesen, mit der man auf den Ebenen um Mazar auch einen zahlenmäßig überlegenen Feind in die Knie zwingen konnte. Aber außer vom Machterhalt schienen die wenigsten Commander in Afghanistan etwas zu verstehen. Oder aber sie waren bereits tot – dann wurden sie im Andenken der Menschen zu neuer Größe und verblichenen Hoffnungsträgern stilisiert.

Ich hatte Sultan in Mazar gefragt, ob er glaube, dass Massoud, der große Tiger der Nordallianz, auch nach dem Krieg noch ein großer Führer gewesen wäre. Er meinte nein – ein verdammt guter Krieger, aber kein Führer im Frieden. Er muss es wissen, schließlich kannte er ihn persönlich und kann diesen Mann besser einschätzen, den ich nur von Fotos und aus dem Wenigen, was die Medien über ihn berichteten, kannte.

In der Schlucht, welche hinter den Panzern begann und sich in die Berge hinauf zog, standen kleine Häuschen, die gerade erst frisch renoviert worden waren. Drinnen saßen Männer – ich schätzte Soldaten des Mannes, dem die Panzer gehören – die uns

erst einmal fragten, ob wir irgendwelche Güter hätten, die sie uns abnehmen könnten. Hatten wir natürlich nicht, keine Radios oder ähnliches. Und Buntstifte, das was wir mit uns führten, war für diese Männer wohl eher nicht das Richtige.

In kleinen Windungen zog sich die Schlucht weiter in den Berg hinein. Kurz vor dem Ende stand das Wrack eines ausgebrannten Panzers, das Kanonenrohr immer noch auf Richtung Eingang gerichtet. Gleich neben dem Wrack zog einer weitere Karawane mit Eseln vorbei. Hinter dem Panzerwrack wurde die Straße wieder etwas breiter. Wir fuhren durch ein Flussbett. Es ging nur langsam voran. Für Esel war dieser Weg gut passierbar – die Land Rover hatten ihre Mühe, sich über die Buckelpiste zu kämpfen. Derartiges Terrain gibt es in Japan dann doch nicht.

Wir fuhren durch das trocken liegende Flussbett weiter die Berge hinauf. Unser Weg führte links den Berg hinauf, während das eigentliche Flussbett rechts unterhalb von uns weiterfloss. Auf der gegenüberliegenden Seite des Tales erhoben sich die Berge einige tausend Meter hoch – mir wurde bewusst, dass alles, was hinter dem Tal kommt, ideal zu verteidigen wäre. „Durch diese hohle Gasse müssen sie kommen...“ – man könnte meinen, Schiller war bereits in Afghanistan unterwegs.

Am Ende des Tales tat sich vor uns eine weitere große Felsschlucht auf. Die Straße läuft in einer leichten Rechtskurve direkt auf einen schmalen Spalt im Fels zu, gerade breit genug, dass ein Wagen ohne Probleme durch kommt. Gut sechzig Meter hoch erhebt sich hier der Fels links und rechts des Weges. Es geht auch hier nur mittendurch. Rechts neben der Straße fällt das Tal weiter ab, links ist nur nackter Fels. Der kleine Fluss, welcher durch den Durchbruch fließt und im Sommer zu einem kleinen Rinnsaal zusammenschrumpfte, fällt über eine terrassenförmige Kaskade gut fünf Meter ins Tal. Durch viele Algen ist die Kaskade ein Meer von Grün und wirkt im sandbraun der Felswände wie eine Oase.

Unser Führungswagen hielt vor dem Durchbruch an – Zeit zum Fotos machen. Unsere Führer stürmten nach links auf die Felswand zu. Wie sich herausstellte, jagten sie kleine Vögel, die genau dort zu brüten schienen. Viel Zeit zum Verschnaufen blieb an dieser Stelle – zumindest auf dem Hinweg – jedoch nicht mehr. Wir stiegen wieder in die Wagen und quälten uns weiter den Berg hinauf.

Die Felsschlucht war bald geschafft und der Weg führte weiter durch das Flussbett. An einer Stelle hielten die Wagen an: erst einmal Pause. Aus einem kleinen Rohr im

Fels floss Wasser direkt aus den Bergen hervor. Dieses Wasser konnten wir unbesorgt trinken – und es war eines der besten Wasser, die ich jemals kosten durfte: frisch und klar und ein Labsal nach den Anstrengungen der gesamten Fahrt bis hier herauf. Allesamt genossen wir erst einmal das kühlende Nass, tranken es langsam aber ausgiebig und ließen es uns über den Kopf fließen.

Die Fahrt ging im Land Rover weiter. Die Landschaft war beeindruckend. Schroffe Felswände, die in rotbraunen Farbtönen in der Sonne strahlen, blauer Himmel und karge Büsche und trockenes Gras, die sich die wenigen feuchten Stellen eroberten. An einer Weggabelung entschieden wir uns für die Fahrt nach rechts in ein kleines Tal. Über Serpentina führte der Weg bergan an der Talseite entlang. Nach gut einem Kilometer dann die Überraschung. Die Mitte des Tales wurde grüner, erste kleine Bäume, bestellte Felder und Hütten von Bauern kamen ins Blickfeld. Hinter eine Kurve dann ein überwältigender Anblick: vor uns schmiegte sich das kleine Bergdorf Parwaz mit seinen armseligen Hütten in das Ende des Tales. Zwischen den Häusern leuchtete das Grün von großen, alten Bäumen. Hier oben gab es genügend Wasser, damit sie auch wachsen konnten. Unser Weg wurde immer schmaler. Die Felder neben dem Weg waren mit Bruchsteinen eingefasst. Gerade noch so passten die Jeeps hindurch. Kinder blickten uns ungläubig hinterher. Zwei Jeeps waren sie hier oben nicht gewohnt, erst recht nicht mit freundlich lächelnden Fremden darin.

An einer Linkskurve vor einer größeren Häuseransammlung war Schluss: wir kamen mit dem Wagen einfach nicht mehr durch. Wir stellten die Fahrzeuge ab und liefen zu Fuß weiter. Sultan trug ein paar Jungen auf, auf die Wagen aufzupassen. Erwachsene hatten wir bisher noch nicht zu Gesicht bekommen, nur Kinder. Doch die Erwachsenen ließen nicht lange auf sich warten. Auf dem Weg weiter ins Dorf hinauf kamen uns einige Männer entgegen. Einer von ihnen war Lehrer, ein richtiger Dorfchef oder ähnliches schien nicht dabei zu sein. Kein Commander begrüßte uns. Die Männer waren freundlich, luden uns in ein Haus weiter oben ein. Zwischendurch immer wieder Kinder. Im Gegensatz zu denen, die wir am Vormittag gesehen hatten, waren diese hier aber sehr sauber. Sie hatten einfach genügend Wasser um sich auch zu waschen.

Wir wurden zu einem Haus geführt, bei welchem wir entlang eines gemauerten Wasserspeichers an einem Geländer vorbei auf die Veranda klettern mussten – der

eigentliche Zugang schient versperrt. Ein wenig verwunderlich war es schon – waren wir Einbrecher oder Gäste?

Rupert und Ulrich stellten den Männern Fragen. 150 Familien leben im Ort, Parwaz fast 300 Schulkinder gibt es. Sie müssen um zur Schule zu kommen einen zwei Stunden langen Fußmarsch über die Berge ins Nachbardorf Marmol auf sich nehmen. Man zeigte uns den Weg – ein Trampelpfad, der hinter dem Haus über die wenig Schutz bietende Flanke des Berges führt und einige hundert Meter ansteigt, ehe er sich hinter dem Grat aus dem Blickfeld entfernt. Der Weg führt über eine karge Ebene. Im Sommer ist man der Sonne schutzlos ausgeliefert, im Winter wird der Weg unpassierbar. Dann türmen sich hier die Schneemassen, die jedes Durchkommen unmöglich machen.

Die Männer, unsere Begleiter, Rupert und Ulrich standen ein wenig unschlüssig auf der Veranda herum. Die Afghanen wussten nicht, warum in ihrem Dorf waren. Rupert hütete sich aber auch davor irgend etwas von Hilfsprojekten zu erwähnen. Er wollte keine falschen Hoffnungen wecken. Auf seine Frage, wie die Ethnien im Dorf verteilt seien, antwortete man ihm, dass es nur Tadschiken gebe. Nach gut zehn Minuten Gespräch schien Rupert genug zu wissen – dieses Dorf würde es wohl auch nicht werden, auch wenn es sehr abgelegen liegt. Wir beschlossen zu dem Dorf mit der Schule zu fahren, besser gesagt Sultan hatte das Dorf noch auf unseren Besuchsplan gesetzt. Was zu Fuß ein Weg von zwei Stunden ist, bedeutete mit dem Auto einmal um den Berg herum fahren. Und so standen für uns gut zehn Kilometer quer über felsige Pisten und entlang steiler Abhänge auf dem Besuchsprogramm.

Vor unserem Abschied überreicht Ulrich dem einen Dorfbewohner, der als Lehrer in der Schule hinterm Berg arbeitet, einige Buntstifte für die Schüler. Sultan und Taj probierten sich auf einem grauen Esel, der vor der Tür stand, im Reiten. Ich fotografierte die beiden dabei. Zurück am Auto gab Sultan unseren kleinen Parkwächtern eine Belohnung. Wir konnten die Jeeps nicht wenden, und so ging die Fahrt erst einmal rückwärts bis zur nächsten Einfahrt, wo dann mit lautstarker Hilfe von Außen das Wendemanöver vollführt wurde.

Nachdem auch der zweite Wagen gedreht hatte, ging es über die Staubpisten zurück zur Weggabelung. Wir folgten dem Weg nach rechts und dann an einer Eselskarawane vorbei, deren Tiere vor Schreck über unsere Ankunft erst einmal

auseinander liefen, weiter in die Berge hinauf. Marmol heißt das Dorf, besser die Region, auf welches wir zusteuerten. Über eine Serpentinestrecke wand sich der Weg nach oben. Außerhalb der Bergdörfer war die Landschaft wieder trostlos aber gewaltig. Nach gut zwanzig Minuten Fahrt dann die ersten Ausläufer des Dorfes in einem kleinen Talkessel. Wie schon beim vorherigen Dorf dominierten hier grüne Felder und große Bäume das Bild zwischen den zahlreichen kleinen Hütten, die sich bis in die Hänge der fernen Berge erhoben. Die fernen Ausläufer der Siedlung schienen sich am Fuß der Berge festzukrallen. Im Tal dominierte das Grün der Bäume, aber weiter oben an den Hängen wurde es auch hier schon wieder grau. Am Eingang des Dorfes waren noch keine Menschen zu sehen. Wir fuhren an einem Haus vorbei, an dessen Frontwand ein großes, blaues Schild mit einer rot durchgestrichenen Kalaschnikow zu sehen war – ein gutes Zeichen. Wie wir später erfuhren, war dies das Haus des Arztes im Ort – ein Arzt für über 1000 Familien.

Wir fuhren weiter. Immer wieder Menschen bei der Arbeit, mit Eseln unterwegs, beim Lehmziegel trocknen oder dem Reparieren eines alten Russen-LKW. Überall ungläubige Blicke, dass so etwas wie unsere kleine Karawane in dieser Gegend aufkreuzt. Und immer wieder zahlreiche Kinder, arm aber sauber und bei unserem Anblick neugierig und auch mit einem scheuen Lächeln auf den Lippen.

Nach gut einer Viertelstunde Fahrt nur im Dorf (!) hielten wir dann fast an dessen Ende vor einem Gebäude an – der Schule. Zahlreiche Kinder waren dort. Ein langer, schmaler Gang führte zum Schultor. Ein großer Mann mit dunklem Bart und einem freundlichen Lächeln kam auf uns zu. Es war der Schuldirektor, der uns freundlich in Empfang nahm und nach drinnen bat. Die Kinder, die neugierig hinterher kamen, scheuchte er mit einem kurzen Anraunzer, der mich an das Bellen eines Wachhundes gepaart mit dem Befehlston eines preußischen Offiziers erinnerte, weg.

Hinter dem Schultor dann ein großer Platz von der Fläche eines halben Fußballfeldes. Alte und nicht sehr einladend aussehende Lehmhütten bildeten an zwei Seiten die Begrenzung. Drei Zelte mit UNICEF-Aufschrift standen mitten auf dem Hof um ein Volleyballfeld herum. Das Netz war zerrissen und hatte auch schon bessere Zeiten gesehen. Wir gingen zu einem alten Nussbaum am anderen Ende, in dessen Schatten Teppiche bereit lagen. Man bat uns, Platz zu nehmen.

Der dunkle Riese stellte sich als Abdul Satar vor. Einige Männer saßen um uns herum, aber er war eindeutig der Chef. Eine gewisse Aura umging diesen Mann, der immer ein Lachen auf den Lippen zu haben schien. Ulrich nannte ihn scherzhaft den „lachenden Buddha“. Man servierte uns grünen Tee. Um es gleich zu sagen: derartig guter Tee wird wohl nicht einmal in fünf Sterne Hotels in Europa zu bekommen sein. Allein durch das Wasser gehörte er zu dem Köstlichsten, was ich je an Tee getrunken habe (was aber auch viel über meine Teekonsum aussagen kann...).

Neben den wenigen Männern, die mit uns im Schatten des alten Baumes saßen, kamen immer mehr Kinder hinzu. Ulrich gab ihnen ein paar Süßigkeiten, worüber sie sich sehr freuten. Meine Kamera stand einmal mehr im Mittelpunkt des Nebeninteresses – so etwas hatten sie hier oben wahrscheinlich noch nicht gesehen, und dabei findet man dieses Modell bei uns in jedem größeren Elektrogeschäft und jedem guten Fotoladen. Es ist nur eine Amateurkamera – wenngleich mit allem, was es zum professionellen Fotografieren bedarf.

Ulrich und Rupert unterhielten sich mit Abdul Satar über das Dorf. Über 1000 Familien leben in der Region, verteilt auf sechs kleine Dörfer. Wie viele Menschen das sind, konnte uns niemand sagen. Wahrscheinlich hatte hier oben nie jemand gezählt. Selbst die UNO führte ihre Schätzungen per Satelliten-Bildauswertung durch – anders geht es in diesen Regionen kaum.

Später erzählte man uns, dass es rund 10000 Kinder in der Region gibt. Das ließ den Schluss zu, dass zirka 40000 Menschen in der Region beheimatet sind. Angesichts dieser Zahlen wurde mir dann bewusst, dass bei dem Wort Familie in Afghanistan nicht die europäische Kernfamilie mit Mama, Papa, Kind gemeint ist – hier umfasst das Konstrukt Familie drei und mehr Generationen unter einem Dach. Aus Sicht eines Soziologen ein durchaus spannendes Forschungsfeld.

Die Schule von Marmol, auf deren Hof wir saßen, war 63 Jahre alt. 1700 Schüler besuchen laut dem Schulleiter die Schule. Unterrichtet wird bis zur neunten Klasse. Wer Abitur machen möchte, muss danach nach Mazar-e Sharif gehen. Auch 500 Mädchen werden an der Schule unterrichtet, allerdings in getrennten Klassen. Verwunderlich ist es nicht, schließlich hat sich das Konzept der Koedukation auch in Europa erst vor wenigen Jahrzehnten etabliert, ohne sich jedoch hundertprozentig durchsetzen zu können.

Das Hauptproblem der Schule in Marmol: sie verfügt nur über drei Räume und die drei UNICEF-Zelte. Da wird es beim Unterricht dann eng bzw. es muss in Etappen unterrichtet werden.

Als Rupert fragte, ob schon andere Hilfsorganisationen im Dorf aktiv seien, verneinte Abdul Satar. Die UNICEF wäre gekommen, habe die Praxis vom Arzt eingerichtet und die Zelte dort gelassen und sei dann wieder abgereist. Andere Organisationen seien wohl schon da gewesen, aber es sei bisher nie etwas passiert. Rupert wurde langsam hellhörig und ließ Abdul weiter erzählen, immer wieder Zwischenfragen stellend, während wir im Schatten des Nussbaumes Tee tranken und die Aussicht genossen.

Was die Kommunikation anbelangt, so ist Marmol von der Außenwelt abgeschnitten. Einzig die Lastwagen, die ganz selten hier herauf kommen, und die Eselskarawanen bringen Neuigkeiten. Ein Funkgerät existiert nicht – in einem Notfall müsste sich jemand auf den ohne Jeep sehr langen Weg nach Mazar-e Sharif machen.

Wie Taj übersetzte, ist die Region von Marmol für ihre Turbane bekannt. Der Stoff, den sie hier oben herstellen, wird durch das Wasser und das Klima besonders fein. In Mazar sind die Turbane aus Marmol beliebt, weil sie im Sommer den Kopf schön kühl halten. Eigentlich spielte ich mit dem Gedanken, mir so einen Turban zu besorgen, aber Rupert riet mir eher ab, da ich das ganze eh nur als Geschenk bekommen würde und ich dieses schwer zurückzahlen könnte.

Im Krieg wurde die Region mehrfach bombardiert – eigentlich nicht verwunderlich. Denn mit einer Armee hier herauf zu ziehen würde für jede Armee, egal ob sie in Dollar oder in Afghani bezahlt würde, in einem Fiasko mit großen Verlusten enden. Also lieber ein paar anonyme Bomben zum Tee – kosten ja auch nur ein paar tausend Dollar pro Stück.

Unsere Zeit drängte ein wenig, denn wir mussten schließlich vor Einbruch der Dunkelheit wieder in Mazar sein und Sultan wollte ja auch noch ein wenig Geburtstag feiern. So wunderte Ruperts Verhalten eher weniger, als er Abdul Satar plötzlich fragte, ob die Bewohner des Dorfes für Helfer aus Deutschland eine Bleibe hätten. Er betonte, dass dies kein Versprechen sei, dass erst in Deutschland alles geklärt werden müsse ob und wann eine Schule gebaut werden könne und so weiter. Abdul Satar lauschte gespannt der Übersetzung. Auch die Bedingungen, dass

die Deutschen nur die Schule bauten und die Afghanen sie selber betreiben müssten, stieß auf keinerlei Widerstand. In den Gesten wurde aber deutlich, dass der Wille zur Hilfe hier auf fruchtbaren Boden fiel.

Wir verabschiedeten uns von den Afghanen, die sich noch dreimal entschuldigten, dass sie uns besser bewirtet hätten, wenn sie nur von unserer Ankunft gewusst hätten.

Ulrich überreichte Abdul Satar die verbliebenen Stifte – immer noch eine ansehnliche Menge für zwei bis drei Klassen. Der Schulleiter sah sich die Stifte nur kurz an, dann nahm er Ulrich die Tüte aus der Hand, packte die Stifte hinein, und meinte dann mit einem breiten Grinsen, wir dürften erst weiterfahren, wenn wir Stifte für alle 1700 Schüler besorgt hätten. Ein richtiger Scherzkeks, aber er setzte sich zumindest für seine Schüler ein. Wir lachten herzlich mit.

Die Reaktion von Herrn Satar, so sehr sie auch Scherz war, zeigte aber auch den Stolz der Afghanen – sie wollen keine billigen Almosen, sondern entweder richtige Hilfe oder gar nichts. Faule Kompromisse, getreu dem Motto ein bisschen Präsenz in Kunduz zeigen aber nicht zu viel, richt man in diesem Land wohl 100 Meilen gegen den Wind, also über 180 Kilometer, und Vertrauen kann man auch sehr schnell wieder verspielen. Nur wird dies von manchem Politiker in Deutschland immer wieder vergessen.

Wie verabschiedeten uns also von den Afghanen und brachen wieder auf. Vor dem Schultor wartete eine große Meute Kinder. Wir stiegen in die beiden wartenden Jeeps und machen uns auf den über dreistündigen Rückweg gen Mazar. Freudig winkte man uns hinterher. Ich hoffte nur, dass es gelingen wird die Mittel für das Projekt aufzutreiben. Rupert hatte bereits eine Zahl springen lassen: 105000 Dollar. Für diese Summe könnte die Schule in Marmol gebaut werden. So tief wie der Dollar stand, wären das gut 90000 Euro, inklusive der Kosten für das deutsche Personal. Verglichen mit Schulbauprojekten in Deutschland ein Klacks.

Der Weg aus Marmol heraus dauerte eine Weile. Dort oben in den Bergen sind die vielen Gassen fast wie das Straßengewirr einer Großstadt. Das Dorf erstreckt sich über einige Kilometer durch das Tal und an den Bergen entlang. Wir fuhren wieder die staubigen Serpentina die Berge hinab, erschreckten Eselskarawanen und genossen den wohl letzten Blick auf die wunderbare Bergwelt. Auch wenn eine

Rückkehr sehr reizvoll erschien – für mich würde sie wohl erst einmal auf Eis liegen, weniger des Wollens wegen, als vielmehr aufgrund der finanziellen Aufwendungen, die mit einer solchen Tour zusammenhängen.

An der hohen Schlucht, die schon auf dem Weg hoch in die Berge aufgefallen war, machten wir dann halt. Wir hatten am Mittag in Mazar ein paar Melonen gekauft gehabt, die nun mit der afghanischen Methode schnell gekühlt wurden. An dem kleinen Rinnsaal, welches durch den Felsspalt floss, errichtete Sultan kurzerhand einen kleinen Staudamm aus Steinen. In dem so entstehenden „Rückhaltebecken“, einer zehn Zentimeter tiefen Pfütze mit Gebirgsquellwasser, wurden dann die Melonen deponiert und für einige Minuten der Kühle des Wassers überlassen. Ich nutzte die Zwischenzeit noch für ein paar Fotografien.

Die Melonen waren prächtig. Zuckersüß und dank des Wassers perfekt temperiert. Unsere Reisebegleiter waren im mundgerechten Zuschneiden von Melonen perfekt. Einfach das Messer gezückt, ein paar mal durch die Frucht gefahren, und schon hatte man ein perfekt dimensioniertes Melonenfruchtfleischstück auf der Faust. Wir ließen sie uns munden. Dann ging es wieder auf die Piste.

Bei den Panzern vor dem langen Tal hatte ich dieses Mal die Kamera griffbereit. Auch wenn Sultan meinte, dass es kein Problem sei Fotos zu machen – ganz wohl war mir dann doch nicht. Drei kurze Schnappschüsse aus dem Wagen heraus – für viel mehr hatten wir am Ende auch gar keine Zeit.

Wir fuhren auf dem Rückweg einen etwas anderen Weg aus dem Tal hinaus. Sultan fuhr mit Ulrich und mir vorne weg. Unsere Begleiter mit dem ortskundigen Führer folgten. Sultan drückte mächtig aufs Gas und fegte durch das trockene Flussbett, als ob es kein Morgen gäbe. Er meinte, dass auf diese Weise das Minen-Risiko geringer sei, sie erst weit hinter uns explodieren würden. Ich konnte mich seiner Meinung nicht ganz anschließen.

Der zweite Jeep war hinter uns zurückgeblieben, und als er endlich wieder in Sichtweite kam, fuhr er weiter oben am Rande des Flussbettes, während wir noch immer mittendrin standen. Aber der Führer winkte uns weiterzufahren. Und so gab Sultan erst einmal weiter Gas. Wir rasten nun aber nicht mehr so schnell, blieben in Sichtweite. Irgendwann kamen dann die Handzeichen von hinten, anzuhalten. Und so stoppten wir dann an einer Stelle, wo man mit dem Land Cruiser auch die

Böschung hinauf kam. Der Führer kam vom anderen Wagen zu Fuß durch ein Stück unsicheres Land, zirka einhundert Meter, von denen niemand wusste, was dort ist, und deutete uns dann an loszufahren, während er sich im Gebüsch noch einmal erleichterte. Wir passierten die kritische Stelle ohne Knall und Explosion – zum Glück, sonst würde wohl niemand diese Zeilen lesen. Wir konnten erst einmal durchatmen und auch Sultan wirkte ein wenig erleichtert, auch wenn er sich die ganze Zeit nichts hatte anmerken lassen. Ich hatte immer noch seine Worte im Ohr: „Wenn ihr mit mir fahrt, seid ihr sicher...“

Oben auf dem anderen Weg, der sich gerade gabelte, fiel mir dann ein Steinhaufen auf. Drei kleine, runde Steine, die übereinander lagen. Sie konnten nicht auf natürlichem Wege so entstanden sein, mussten von Menschen gelegt worden sein. Als wir dann einen Kilometer weiter wieder ins Flussbett wechselten, fielen mir erneut zwei solcher Haufen auf, die links und rechts neben dem Weg lagen. Ich suchte danach das ganze Flussbett mit den Augen ab, aber solche Steinhaufen gab es nicht noch einmal. Es musste also ein Zeichen gewesen sein, und ich vermutete, dass es sich um die Markierung für das Minenfeld handelte. Wer nicht wusste, wonach er suchen musste, wäre an den Steinen vorbeigefahren. Auch ich hatte sie nur durch Zufall entdeckt. Und Steine gab es hier oben mehr als genug, um sie als Unkundiger zu übersehen.

Nach dem Minenfeld entspannte ich mich wieder ein wenig. Die Anstrengungen des Tages hatten mich erschöpft, und so versuchte ich auf der Rückbank ein wenig Schlaf zu finden. Irgendwann erreichten wir wieder die Ebene südlich von Mazar-e Sharif. Das Flussbett wich wieder einem staubigen Feldweg. Mitten auf diesem Feldweg kam uns ein Wagen entgegen – ein Taxi. Der Fahrer wollte mit seinen Fahrgästen tatsächlich hinauf in die Berge. Sultan hielt an und sagte ihm, dass er mit dem Wagen niemals die Straße hoch kommen würde und dass vor ihm noch Minenfelder lägen. Der Taxifahrer wirkte erst noch ein wenig ungläubig, so als wolle er es trotzdem versuchen. Wir fuhren weiter, während der Taxifahrer wohl noch eine Diskussion mit seinen Fahrgästen hatte.

Die Fahrt über die Ebene zog sich wieder endlos. Es gab keine Markierungen, die einem ein Abschätzen der Entfernungen ermöglicht hätten. Überall nur Steppe. Erst als nach einigen Kilometern der Flughafen von Mazar in Sichtweite kam, wurde eine

Orientierung wieder möglich. Sehr groß und einladend wirkte der Airport zwar nicht, aber er war durchaus ausreichend, um den Flugbetrieb im Land wieder aufzunehmen. Eine eigene Fluggesellschaft hatten die Afghanen ja bereits.

Am Flughafen vorbei fuhren wir wieder in die „Slums“ von Mazar, durch die wir uns bereits wenige Stunden zuvor geschlängelt hatten. Doch dieses Mal verfuhrten wir uns irgendwie und Sultan musste erst nach dem Weg fragen, ehe wir die richtige Straße fanden. Die Häuser in dieser Gegend waren ärmlich. Die Menschen wirkten wieder sehr dreckig – kein Wunder. Im Gegensatz zu den Bergbewohnern, die ausreichend Wasser hatten, gab es hier in der Stadt wieder nur die Rinnsale der Abwasserkanäle und einige Pumpen von Hilfsorganisationen.

Endlich waren wir wieder auf dem richtigen Weg. Wir lieferten unseren Führer wieder zu Hause ab. Die Kinder, die schon am Morgen gegenüber unter den Bäumen am Wassergraben gespielt hatten, schienen immer noch hier zu sein. Kein Wunder, es waren Schulferien. Sie riefen wieder ihr „OoouuuuKeeeeeiiii“ über die Straße.

Auf dem direkten Weg ging es wieder nach Hause. Sultan wollte ja noch ein wenig Geburtstag feiern. Wir hatten ihm bereits am Morgen ein T-Shirt der Grünhelme mit unseren Unterschriften geschenkt. Von mir hatte er dann noch die Halbliterflasche Zubrovka bekommen, polnischer Büffelgras-Wodka, ein sehr leckeres Gesöff. Jetzt am Abend bedankte sich Sultan auf seine Art bei uns. Ulrich bekam eine komplette Afghanen-Tracht, noch mehr Kleidung für seinen Sohnmann und für seine Frau ein afghanisches Kleid. Und auch ich wurde mit Hose, Hemd, Massoud-Mütze und Halstuch in eine komplette Tracht gekleidet. Rupert hatte wohlweislich am Morgen betont, dass er keine Geschenke haben möchte. Er kannte die Prozedur schon von seinen früheren Afghanistan-Reisen. Mehr als ein Dankeschön konnten wir Sultan aber nicht mehr anbieten – doch zumindest hatte ich noch Bilder, die ich ihm nachträglich zuschicken konnte.

Zum Abend hin kamen dann viele von Sultans alten Freunden, ehemalige Studienkollegen, Geschäftspartner. Für europäische Verhältnisse war der Abend nicht außergewöhnlich, wohl aber für ein islamisches Land wie Afghanistan. Sultan schenkte nämlich Bier und Wodka aus, beides Mitbringsel aus Tadschikistan. Es war auffällig, dass gut fünfzig Prozent seiner afghanischen Gäste den Alkohol ausschlugen, aber je jünger sie waren, desto eher griffen sie auch zu. Mit Wodka

brachten wir dann auch einen Tost auf die Taliban aus. Und wir lernten an diesem Abend, wie der islamische Trinkspruch für derartige Gelegenheiten lautet: „Forbidden!“. Und dann floss der Alkohol.

Ulrich und Rupert legten sich gegen zehn dann zum Schlafen – was im Endeffekt bedeutete, dass Sultan und seine Gäste umzogen in das überdachte Zimmer, wo es sehr warm war. Ich wollte mich eigentlich auch erst hinlegen, schließlich sollte um drei Uhr der Aufbruch nach Tadschikistan erfolgen, aber dann kam Taj noch einmal vorbei und ich kam mit ihm ins Gespräch. Wir erzählten über Gott und die Welt – die üblichen Gespräche, die sich am Ende einer solchen Reise ergeben.

Taj erzählte viel aus seinem Leben. Seine Frau ist Lehrerin an einer Schule. Die beiden haben drei Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen. Taj hatte an der Universität Rechtswissenschaften studiert, war aber soweit ich es verstanden habe nicht mehr damit fertig geworden. Ich fragte ihn noch einige Sachen über die Dinge, die wir erlebt hatten. Irgendwie kamen wir so auf das Thema Taliban zu sprechen. Er erzählte, dass während der Taliban-Zeit gut 30000 Menschen in Mazar getötet wurden. Und dann berichtete er mir vom ersten Angriff der Taliban auf Mazar-e Sharif.

Sie waren damals aus dem Osten gekommen, entlang der Straße nach Kabul, auf der auch wir in die Stadt kamen. Einige tausend Taliban mit ihren Pick-Ups. In dem Dorf Gur-e Mai, wo wir noch am Morgen waren, richteten sie ein Massaker an und töteten 300 Frauen und Männer. In dem Dorf Keselobot ganz in der Nähe wurden ebenfalls Massaker verrichtet. Die Nachricht von diesen Greueln der Taliban verbreitete sich schnell bis Mazar. Die Menschen waren schockiert. Einige wie Taj sagten sich, es sei egal zu warten und dann getötet zu werden oder aber zu kämpfen und vielleicht zu leben. An der Universität fanden sich Studenten und Bürger der Stadt zusammen. Insgesamt waren es nur rund 120 oder 140, aber sie waren gewillt, den Taliban ihre Stadt nicht kampflos zu opfern.

Die Truppen der Commander der Nordallianz, deren Panzer wir in den Bergen gesehen hatten, waren schon längst geflohen. Einige hundert gut bewaffneter Soldaten mit großen Waffen – einfach so geflohen in die Berge. Zwei Brüder führten diese Truppen, Muhaqiq und Hatah, aber sie brachten wenig Ruhm über sich. Statt

mit den Bürgern der Stadt Seite an Seite zu stehen, zogen sie es vor, einfach zu fliehen.

Die Einwohner von Mazar jedoch stellten sich am Stadtrand der Übermacht entgegen. Unter der Führung von Ali Sarwar kämpften sie mit dem, was die Nordallianzler zurückgelassen hatten. Die Taliban hatten nicht mit Gegenwehr gerechnet – erst recht nicht mit einer erbitterten Gegenwehr. Sie rannten vergeblich gegen die Stadt an und erlitten dabei große Verluste. Auch bei den Widerständlern fielen viele. Aber sie hielten Stand. Und so mussten sich die Taliban zurückziehen – vorerst.

Taj erzählte, er sei über und über mit Blut bedeckt nach Hause gekommen. Sein Sohn sei ihm über den Weg gelaufen und habe ihn nicht erkannt, sei vor seinem Vater geflüchtet. Es fiel mir schwer, diese Geschichte, die sich einfach so aus dem Nichts, aus dem Gespräch heraus entwickelt hatte, zu verdauen.

Als die Taliban das nächste Mal wieder anrückten, fanden sich nur noch sechzig Mann, die gegen sie kämpfen wollten. Die Nordallianz war ob des Sieges immer noch nicht aus ihrem sicheren Schutzloch oben in den Bergen zurückgekehrt. Und so entschied sich Taj, die Stadt zu verlassen und zu gehen.

Als sein ältester Sohn um die Ecke kam, wechselten wir das Thema. Taj hat seinen beiden Söhnen sehr schöne Namen gegeben – Abendstern und Abendrot. Der älteste von beiden, Abendstern, kam aus dem hinteren Bereich des Hofes, dem Küchenareal und Domizil der Frauen geschlichen und wollte mit seinem Vater reden. Taj wollte ihn erst zurückschicken, aber ich meinte, es sei in Ordnung, wenn er bleibe. Und so erzählte der Kleine dann von seinen Erlebnissen in der Schule. Taj meinte, er sei ein sehr guter Schüler, lerne fleißig, habe aber Probleme mit den Ohren.

Der Kleine hatte ein kleines Muttermal auf der Nase, das ihm nicht besonders gefiel, welches aber mir optisch nicht weiter auffiel. Er berichtete seinem Vater, dass ein Klassenkamerad ihm erzählt habe, dass es in Balkh einen Platz gebe, wo man ein Opfer vergraben müsse, und dann würde das Mal über Nacht verschwinden. Als Taj mir die Geschichte übersetzt hatte, erzählte ich Abendstern eine leicht abgewandelte Geschichte aus Pinocchio, die Taj dann zurück übersetzte. Ich erzählte ihm, dass es in Balkh einen uralten Platz gebe, an dem man um Mitternacht nur einen Afghani vergraben müsse, und schon würde am nächsten Tag dort ein Baum zu wachsen

beginnen, an dessen Ästen lauter Afghani hingen. Ich erzählte ihm dann, dass er, wenn er diese Geschichte glaube, auch ruhig wegen seinem Muttermal nach Balkh fahren könne.

Als Taj seinen Sohn fragte, ob er die Geschichte glauben würde, war der Kleine sehr unschlüssig. Mit seinen neun Jahren schwankte er zwischen dem kindlichen Glauben wollen und dem erwachenden Intellekt, der ihm sagte, dass das alles Humbug sei.

Ich hatte an Geschenken nichts mehr bei mir außer einer Metall-Dose mit Odol-Pastillen. Ich zog sie heraus und gab sie dann Abendstern. Ich erzählte ihm, dass niemand sonst in Mazar eine solche Dose besitzen würde, dass sie einmalig sei (was sie wohl auch immer noch ist), und dass auch er genauso einmalig wie die Dose ist und sich darum wegen des Muttermals keine Sorgen zu machen brauche. Und dann bat ich ihn, die Dose gut aufzuheben – mit dem Hinweis, dass ich ja eines Tages, in vielleicht zehn oder 15 Jahren wiederkommen könnte, um nachzuschauen, ob er die Dose noch habe. Er bedankte sich artig und versprach, gut auf die Dose aufzupassen.

Es war mittlerweile schon recht spät geworden, und so verabschiedete ich mich von Taj und seinem Sohn und legte mich auch aufs Ohr. Die Nacht sollte wieder viel zu kurz werden, denn um drei Uhr ging es mal wieder losgehen. Unter dem sternbeschiedenen Himmel Afghanistans schlief ich dann ein letztes Mal in diesem wunderbaren Land ein. Nichts zwischen mir und dem weiten Sternenzelt als den lauen Nachtwind...

## **25. Juli – Fährmann hol über**

Ulrich war an diesem Morgen einmal mehr als erster auf, wie eigentlich an jedem Tag unserer Reise. Auch Rupert war bereits auf den Beinen, als ich um kurz vor drei wieder wach wurde. Das Licht auf dem Hof brannte noch, der Generator war die ganze Nacht in Betrieb gewesen. Einige Gäste und Sultan schliefen im Inneren des Hauses.

Zu unserer Verabschiedung schien einmal mehr die gesamte Familie auf zu sein. Auch Sultan quälte sich irgendwie aus dem Bett – besonders munter sah er nicht aus, aber er hatte uns in den vergangenen Tagen oft genug schlaftrunken durch die Gegend gefahren. Alles worauf wir jetzt warteten war Abdul, der zweite Fahrer, der mit nach Tadschikistan zurück kommen sollte. Er hatte den Wagen, aber von ihm

war zum Zeitpunkt unserer geplanten Abreise überhaupt nichts zu sehen. Ulrich und Rupert wurden ungeduldig und auch Sultan war nicht mehr die Ruhe selbst. Wir mussten es rechtzeitig bis nach Kunduz schaffen, um dann noch die Fähre über den Pjantsch zu erwischen. Als der Wagen dann endlich in Sicht kam herrschte Erleichterung. Schnell, fast ein wenig zu schnell, verabschiedeten wir uns von unseren Gastgebern und ab ging es auf die Piste. Es war immer noch dunkel und Mazar-e Sharif lag noch im wohlverdienten Schlaf. An einer Tankstelle am Ortsausgang ließ Sultan noch einmal den Tank auffüllen. Und dann brausten wir mit 120 über die dunkle Straße in Richtung Pul-e Khurmi.

LKW waren noch kaum unterwegs. An der Kreuzung in Richtung Usbekistan, ca. 30 Kilometer vor Mazar-e Sharif, erwachten die Fahrer gerade aus dem Schlaf. Sultan hielt kurz an um etwas zum Trinken zu besorgen. Aber die Geschäfte waren noch alle zu. Und so fuhren wir dann weiter in Richtung Sonnenaufgang. Langsam schälten sich aus dem Grau der Nacht die Umrisse der Berge, Dörfer und Felder neben der Straße heraus. Im roten Licht der Morgensonne wirkten die Berge, an deren Füße wir entlang fuhren, sehr friedlich. Wir mochten schon gut zwei Stunden unterwegs gewesen sein, als wir in einem kleinen Dorf neben der Straße anhielten. Rabatak, so der Name, den Sultan uns nannte. Wir waren mittlerweile wieder in der Provinz Samangan angelangt. Außer dem Zwischenstopp zum Frühstück bekamen wir von der gesamten Provinz aber nicht all zu viel mit. Für uns war es anonymes Transitland, von dem ich erst wusste, dass ich es durchfahren hatte, als ich in Deutschland auf den Karten unseren Reiseweg nachvollzog.

Von einem Dorf zu sprechen war im Falle von Rabatak vielleicht ein wenig viel verlangt. Eigentlich waren es nur einige Hütten und ein größerer Flachbau, der als Truck-Stop diente. Ein Ziegelbrennofen hinter dem Haus komplettierte das Ensemble. Allerdings gab es ein wenig weiter in den Bergen das eigentliche Dorf, Robatak, bekannt für seine Kampfvögel.

Wir hielten vor dem Truck-Stop an und stiegen aus. Sultan orderte erst einmal Frühstück für uns und kaum eine Minute später war ein Mann am Holzkohlegrill damit beschäftigt das Feuer anzufachen.

Ich holte erst einmal meine Kamera hervor, um noch ein paar Bilder vom Land zu machen. Der Zwischenstopp war hierfür die wohl letzte Gelegenheit. Malerisch lag

der Platz in den Strahlen der gerade erst aufgegangenen Sonne. Im Inneren des Truck-Stops schliefen noch Menschen auf Holzpritschen. Draußen auf der Veranda nahmen einige Afghanen ihr Frühstück zu sich. Sultan gab unseren Ersatzreifen, der ja auf der Herfahrt auf der Straße von Kunduz kaputt gegangen war, zur Reparatur.

Mittlerweile war auch unser Frühstück – leckere Lammspießchen – fertig. Wir waren kaum zehn Minuten hier und der Tisch war bereits fix und fertig gedeckt. Nicht schlecht dachte ich so bei mir. In Deutschland hätte zu dieser frühen Stunde, es war gerade einmal fünf Uhr morgens, maximal der Kellner gemurrt. Wir ließen uns das Essen munden. Inzwischen hatte der Mann mit der Reifenreparatur begonnen.

Wir guckten nicht schlecht, als er mit einer Art Spitzhacke anfing, den Mantel vom Reifen zu lösen. Aber er schien sein Handwerk zu verstehen. Nachdem der Schlauch extrahiert war, schickte er seinen Sohn mit dem aufgepumpten Reifen nach hinten zu einem Wasserbecken. Das so gefundene Loch wurde dann sorgfältig mit einer Reibe bearbeitet und gereinigt. Daraufhin wurde der Gummiflicken auf das Loch geklebt, der zu unser aller Überraschung mit Nadel und Faden im Nachgang noch einmal fixiert wurde. Mit dem aufgepumpten Reifen verschwand der Junge erneut hinter dem Haus. Ein weiteres Loch hatte er noch gefunden, welches nun ebenfalls repariert wurde.

Inzwischen war ein augenscheinlich sehr alter Mann herangekommen. Er bettelte bei den Anwesenden um ein Almosen und Sultan gab ihm auch eines. „Hilf anderen, so lange du selbst zum helfen in der Lage bist“, so oder so ähnlich hatte ich in Mazar-e Sharif einen Spruch des roten Halbmondes in Englisch gesehen gehabt. Und diese Menschen hier hatten dies verinnerlicht, selbst Sultan, der doch am meisten von allen westlich geprägt zu sein schien.

Ich machte weiter Fotos von den Menschen und anderen Dingen. Ein Vogel erregte meine Aufmerksamkeit. Er war grau mit roten und weißen Tupfen und saß in einem speziellen Käfig. Als ich Sultan bezüglich des Vogels fragte, meinte er nur es sei ein Kauk, ein für die Gegend typischer Vogel. Es handelt sich dabei um einen Kampfvogel, den die Afghanen zum Zeitvertreib bei inszenierten Wettkämpfen einsetzen. Schade, dass ich einen solchen Kampf nicht einmal fotografieren konnte – aber noch bleibt mir ja Zeit, dem Land erneut einen Besuch abzustatten.

Unsere Reifen waren mittlerweile repariert. Rupert interviewte einmal mehr für den Deutschlandfunk. Er fragte mit Sultan als Dolmetscher den Reifenflicker nach seinem Alter. Der Mann konnte es ihm nicht sagen. Aber dafür den Preis, den die Reparatur des Ersatzreifens kostete: umgerechnet 50 US-Cent.

Wir waren baff und stiegen wieder ins Auto. 50 Cent – dafür bekam man in Deutschland nicht einmal mehr drei Brötchen, und hier einen komplett reparierten Reifen.

Weiter führte uns unsere Fahrt in Richtung Heimat. Die Sonne war jetzt über die Bergkämme gekommen und brannte wieder unnachgiebig. Ulrich und Rupert machten ein paar Witze über die Kasette, die Sultan im Auto laufen hatte. Er fackelte nicht lange, und warf sie einfach aus dem Fenster. In Pul-e Khurmi holte Abdul dann ein paar neue Kassetten – eine Mischung aus Musik und zwischendurch einige Sketche auf Persisch. Wir verstanden kein Wort, aber an Sultans und Abduls Lachen konnten wir zumindest indirekt ein wenig teilhaben. Die Musik hingegen war gräulich und auch die zweite Kasette wäre bald geflogen, aber wir konnten Sultan noch überreden, sie lieber Rupert für den DLF mitzugeben.

Die Strecke von Pul-e Khurmi nach Kunduz war noch in genau dem selben schlechten Zustand wie auf der Herfahrt. Ich hoffte nur, dass die Reifen die Tortur dieses mal überleben würden. An einem Anstieg irgendwo im nirgendwo schaufelten Kinder die großen Löcher notdürftig zu, in der Hoffnung auf ein kleines Bakschisch. Doch diese Straße brauchte mehr – ein ordentliches Bauteam. Vielleicht würde ja die Bundeswehr, so sie denn eines Tage Kunduz erreichen sollte, sich der Straße annehmen.

Nach knapp drei Stunden Fahrt für 60 Kilometer erreichten wir dann endlich Kunduz. Wir fuhren auf direktem Weg zu Noorzad Noorulha, der die Papiere für unseren Übergang in Nis Pjantsch bereit hielt. Denn eigentlich war an diesem Freitag Feiertag und nur dank der Sondergenehmigung durch das Außenministerium konnten wir überhaupt über die Fähre fahren.

Herr Noorulha hieß uns herzlich willkommen. Er hatte alle notwendigen Unterlagen für den Fährübertritt vorbereitet. Abdul, unser zweiter Fahrer, war inzwischen noch einmal in der Stadt unterwegs, um neue Getränkevorräte zu organisieren. Wir warteten derweil auf der Veranda im Schatten und unterhielten uns noch ein wenig

mit Herrn Noorulha, der sich sehr für die Ergebnisse unserer Reise und noch viel mehr für unsere Eindrücke interessierte.

Nachdem Abdul mit dem Jeep wieder angekommen war, fuhren wir zu der Straße, die aus Kunduz herausführt. In der Stadt herrschte ein reges Marktleben. Händler standen überall mit ihren Buden und boten diverse Waren feil. Leider waren wir unter Zeitdruck, so dass wir uns das Markttreiben nicht noch näher angucken konnten. Auffällig in Kunduz waren die zahlreichen Pferdekutschen, die bunt geschmückt mit roten Troddeln durch die Straßen fuhren. Im Vergleich zu Mazar-e Sharif war die Fahrzeugdicht hier in Kunduz um einiges niedriger. Aber trotzdem konnte man an zahlreichen neuen Motorrädern erkennen, dass es auch hier steil bergauf ging.

Nach einem kleinen Zwischenstopp an einer Kreuzung ging es dann auf in Richtung Norden aus der Stadt heraus. Noch innerhalb der Stadt fuhren wir an einem Karren vorbei, auf dem fünf Afghanen ein totes Pferd zogen. Für die Menschen hier war dies ein herber Verlust, denn das Pferd als Motor des Karrens war ihre Existenzgrundlage.

Sultan kurvte unterdessen wie wild von der linken zur rechten Straßenseite, um sich um langsam fahrende LKW und zahlreiche Karren herumzubewegen. Kurz außerhalb von Kunduz ging dann auf einmal nichts mehr – an einer Brücke waren Arbeiter damit beschäftigt, den Fahrbahnbelag zu reparieren. In beide Richtungen staute sich der Verkehr, aber Sultan fuhr einfach an den wartenden vorbei, ließ Abdul eine Absperrung beiseite räumen und fuhr unter lauten Protesten der Wartenden und der Bauarbeiter einfach durch.

Im Nachhinein war dies wohl eine der gefährlichsten Passagen unserer gesamten Reise, denn der Zorn der vielen Menschen hätte sich auch schnell entladen können. Rupert meinte, dass dieses Verhalten für Sultan nicht gut sei. Er wünschte ihm, dass er mit dieser Tour einmal auf die Nase fallen würde – zu seinem eigenen Besten.

Wir brausten weiter gen Norden und ließen die Brücke und die aufgebrauchten Menschen hinter uns. Die Landschaft wurde nördlich der Flüsse extrem karg und bald hatten wir nur noch Wüsten um uns herum. Dörfer gab es hier oben keine mehr. Nur ab und an schienen in der Entfernung wenige Zelte herumzustehen.

Die Straße war zwar nicht zerbombt, aber trotzdem nicht in bestem Zustand. Immer wieder waren Sandverwehungen in unserem Weg, die bei 120 Stundenkilometern verdammt gefährlich werden können. An einigen Stellen war sogar die gesamte Straße im wahrsten Sinne vom Winde verweht. An einer besonders hohen Sandverwehung waren einige Kinder mit kleinen Schaufeln damit beschäftigt, einen Weg für die Fahrzeuge freizuschaufeln – angesichts der Sandmassen eine hoffnungslose Arbeit. Aber die Kleinen hofften auf ein Bakschisch, nicht darauf die Straße eines Tages zu räumen. Denn eine geräumte Straße wäre in ihrem Sinne kontraproduktiv.

Nach einer langen Fahrt durch die Glut der Mittagshitze kamen dann endlich die Gebäude des Grenzüberganges in Sicht. Das Dorf hier oben hieß Qaz al Qala. Man erkannte sofort, dass die Bauwerke von den Russen stammten – die gleiche Architektur hatten wir bereits in Tadschikistan gesehen. Die eigentliche Fähre lag außerhalb des Ortes. Hinter einer Sanddüne wand sich der Weg hinab zum von Schilf bestandenen Ufer des Flusses – und dort lag sie dann, die wohl hässlichste Fähre auf diesem Planeten.

Dachte ich bereits, die Fähre von Kokul wäre schlimm gewesen, so sollte mich diese hier eines besseren belehren. Ein riesiger Stahlkoloss lag träge und rostig vor uns im Wasser. Das Ganze mochte einmal ein normales Binnenschiff gewesen sein, dessen Ladeluke man einfach mit Stahlplatten zu einem Ponton zusammengeschweißt hatte. Direkt an die Aufbauten am Heck angrenzend hatte dieser Kahn zu beiden Seiten eine Rampe für Fahrzeuge und sonstige Passagiere. Der vordere Teil des Schiffes, gut zwei Drittel der Gesamtlänge, war einfach nur flache Metallfläche, auf der sonst die Fahrzeuge von und nach Tadschikistan aufgestellt wurden. Die Fähre bestand eindeutig aus Rost.

Im Schatten der Heckaufbauten drängten sich schon die Passagiere für die Überfahrt. Nur weil Feiertag war und die Fähre eigentlich Ruhetag hatte, hieß nicht, dass sie nicht doch fuhr. Für Fußgänger wurde der Transit aufrecht erhalten. Wir standen nun erst einmal wie bestellt und nicht abgeholt vor der Fähre. Da Grenzübergänge allgemein eine heikle Angelegenheit waren, verzichtete ich auf das offensichtliche Fotografieren sondern hatte meine Kamera einfach nur um den Hals hängen. Eine weise Entscheidung, wie sich später zeigen sollte.

Sultan rief den Leuten auf dem Schiff etwas zu, woraufhin eine heftige Diskussion darum entbrannte, ob man die Rampe herunter lassen solle oder nicht. Mit der ihm eigenen Art erreichte Sultan natürlich das Herablassen der Rampe. Wir liefen zu Fuß aufs Deck. Kaum setzte der Wagen an auf der Fähre zu fahren, als auch schon eine heftige Diskussion ausbrach. Dem Chef der Afghanischen Grenzkontrollen, einem Commander Faizulla, gefiel wohl die Prozedur unserer Auffahrt nicht. Er zeterte herum, ohne dass wir irgend etwas verstanden hätten. Dann wollten die Afghanen unsere Pässe sehen. Als sie Ulrichs Diplomatenpass sahen, waren zumindest die normalen Angestellten gleich sehr viel ruhiger, baten uns aus der Sonne des Decks in den Schatten der Aufbauten.

Zwischen Sultan und dem Commander Faizulla entbrannte ein hartes Wortgefecht. Der Commander wollte uns nicht mitfahren lassen. Doch Sultan pochte auf das offizielle Schreiben des Außenministeriums. Faizulla wollte es nicht anerkennen. „Das ist nicht aus Kabul also nicht offiziell“, so seine Begründung. Das brachte Sultan erst recht auf die Palme. Er holte sein Turaja-Satellitentelefon hervor und wählte vor den Augen des verdutzten Faizulla die Nummer vom Ministerium in Kabul. Faizulla wurde wieder sehr viel leiser.

Wir standen im Schatten und warteten auf das Ergebnis. Einige Passagiere, die schon ungeduldig auf ihre Überfahrt warteten, sagten uns auf Englisch, dass der Dicke doch nur Geld wolle. Wir sollten ihm sein Geld geben und fertig – alle wären glücklich. Aber Sultan hatte nicht vor, irgendwelches Geld in falsche Kanäle zu stecken, dafür liebte er seine alte Heimat zu sehr, um die Korruption seiner neuen Heimat auch hier zu unterstützen. Auch Rupert meinte, dass das eine sehr gefährliche Entwicklung sei, derartige Tendenzen. Für Tadschikistan habe er keine Hoffnungen mehr, aber dafür für Afghanistan.

Letztendlich musste Sultan samt Wagen mit dem Commander noch einmal die Anhöhe des Ufers hinauf fahren, um endlich die Übertrittsformalitäten zu erledigen. Was in dem kleinen Häuschen vor sich ging, blieb uns natürlich verborgen. Sultan erzählte hinterher nur, dass er 70 Dollar für den Wagen und fünf Dollar pro Person an Fährgelbühr bezahlt hatte – eine stolze Summe, wenn man bedachte, dass die Fähre von der deutschen Entwicklungshilfe für 800000 Euro aufgebaut wurde und dass ein normaler Bauer hier einen Dollar am Tag verdiente.

Nach einer Weile kehrten Sultan und der Dicke zurück – wir dachten, dass es nun endlich los gehen würde. Aber weit gefehlt. Denn jetzt wollte der Dicke – denn Faizulla war recht beleibt und eindeutig wohlhabend – von uns noch einmal 80 Dollar extra für die eigenen Tasche. Sultan war natürlich überhaupt nicht begeistert und die beiden bekamen sich mächtig in die Wolle. Irgendwann gab Faizulla dann auf, als er merkte, dass ihm Sultan über war und das er auch die besseren Kontakte nach oben hatte. Und so legten wir dann nach wohl einer halben Stunde oder auch noch länger endlich ab.

Ich hatte unterdessen einige Bilder vom Schiff gemacht, locker aus der Hüfte heraus, ohne Aufsehen zu erregen. Aber die Situation mit dem Commander war zu brisant, um sie durch offensichtliche Fotos noch zu verstärken. Ich war ja offiziell in humanitärer Mission unterwegs, nicht als Journalist.

Ulrich hatte sich am Bug des Schiffes mit einem Mitglied der Mannschaft verständigt, der von uns beiden auch ein Foto machte. Wir waren beide erstaunt über das Gefährt, welches den 80-Meter-Kahn über den Fluss schleppen sollte. Ein kleines, flach gedrungenes Motorboot hing an einem Seil und unter einer schwarzen Russwolke aus dem Auspuff schleppte es den großen Kahn gegen die Strömung. Eigentlich müsste man eher sagen gierte, den wirklich vorwärts ziehen konnte uns das Gefährt nicht, nur auf der Stelle halten und von links nach rechts durch die Strömung bugsieren. Ich fragte mich, welche Kommandeure sich von den 800000 Euro kleine Datschen und Landvillen gekauft hatten, denn das Schiff hatten die Deutschen von den Russen abgekauft. Ein Schnellschuss sonders Gleichen. Die Fähre in Kokul hatte nur 9000 Dollar für den Traktorenantrieb gekostet – und sie war wohl durchdachter als dieses Geschoss hier. Nicht ganz so imposant, aber weitaus durchdachter.

Die Überfahrt selbst war erstaunlich kurz. Nach wenigen Minuten hatten wir das andere Ufer des träge und schmutzig dahin fließenden Pjantsch erreicht – und waren damit einmal mehr im Einflussbereich der russischen Grenzkontrollen gelandet. Beim Herunterfahren von der Rampe wurden wir erst einmal gestoppt, ehe man uns das Signal zum Weiterfahren gab, und dann setzte Sultan mit dem Land Cruiser auch noch auf. Wir fuhren ca. 400 Meter die Straße entlang, ehe wir rechts in eine Kontrollstation einbogen. Kontrollstation war vielleicht etwas übertrieben – es war

eher nur ein Zelt mit einer provisorischen Rampe, um auch unter den Wagen schauen zu können. Einige Russen, einer mit Kalaschnikow im Anschlag, standen und saßen dort herum. Meine Kamera hatte ich mittlerweile wieder weggepackt. Das hier war keine Station, die Sultan kannte. Also wollten wir lieber kein Risiko eingehen.

Die Russen kontrollierten erst unsere Ausweise. Dann wurde uns mitgeteilt, dass nur der Fahrer diesen Weg mit dem Wagen nehmen dürfe. Eine Ausnahme war Ulrich, der dank seines Diplomatenpasses Sonderrechte genoss und beim Wagen bleiben durfte – somit konnte er wenigstens ein Auge auf das Gepäck haben. Rupert, Sultan und ich erhielten unsere Pässe zurück und mussten in einen altersschwachen Bus einsteigen, in dem schon einige Passagiere von der Fähre saßen. Wir wurden dann noch einmal vierhundert Meter weitergekarrt zu einem Gebäude.

Drinnen reihten wir uns in die Schlange ein. Hinter mir stand ein Amerikaner, Erik, der ebenfalls auf dem Weg nach Duschanbe war, um zurück in die Heimat zu fliegen. Erik arbeitete für ein Kinderhilfswerk in Afghanistan. Den Wagen mit über die Fähre zu nehmen war ihm zu teuer – so ließ er sich zur einen Seite bringen und auf der anderen wieder abholen. Er erzählte uns, dass er schon öfter über diesen Weg gegangen sei. Anfangs habe er große Probleme gehabt, aber dann habe er jedem Soldaten ein paar Dollar in die Hand gegeben und seitdem sei alles wie am Schnürchen gelaufen.

Die Passkontrolle der Russen war einschüchternd. Eine Holzbude, die mitten in das Gebäude gebaut war. Der Kontrolleur, ein missmutiger Russe, saß ganz oben in seiner Bude, so dass man nicht sah, was er alles machte. Er schien die Passdaten abzuschreiben, wie bereits in Kokul. Insgesamt erinnerte mich dieser Übergang an den ersten Besuch in Westberlin, an die alten Grenzübergänge kurz nach der Wende, auch wenn diese da schon ihren Schrecken verloren hatten.

Rupert war schon längst im nächsten Raum verschwunden, als auch ich an die Reihe kam. Meine Daten wurden überprüft – aber scheinbar war die Kunde vom Diplomaten in unserer Runde auch bis hierher schon durchgedrungen. So ging es erstaunlich schnell und ohne Nachfragen weiter durch einen defekten Metallscanner in den nächsten Raum.

Es war, als ob man in eine andere Welt kommt. In einem flachen Raum mit vier offenen, kleinen Fenstern saßen zwei tadschikische Beamte an kleinen Holztischen. Das Zimmer war sehr hell, traditionelle Muster zierten die Wände. Am erstaunlichsten aber waren die Schwalben, welche hier zur viert oder zu fünft im Raum waren, ihre Nester an der Decke bauten und frank und frei zum Fenster herein oder heraus flogen.

Sultan, der gerade fertig war, sagte mir noch, ich solle bei allen Fragen nichts ankreuzen. Dann war er weg. Ich kam zu einem jungen Beamten, während Rupert bei einem etwas älterem am Tisch war. Dieser erzählte, dass er ein wenig Deutsch könne, früher die Sprache in Duschanbe an der Universität studiert habe. Um uns flogen die Schwalben herum und ich beantwortete die Frage des Beamten, ob ich Geld dabei habe, mit einem glatten Nein. Natürlich hatte ich fünfzig Dollar am Mann, aber ich erzählte ihm einfach, dass läge alles im Wagen. Derartige Angaben seien, wie mir Rupert und Ulrich versicherten, eigentlich gerade erst abgeschafft worden, zumindest am Flughafen in Duschanbe, aber hier in der Provinz würde man immer noch probieren, die Leute über den Tisch zu ziehen. Rupert erzählte später noch eine Geschichte aus Afrika, wo man ihn einmal an einer Grenzkontrolle um 250 Dollar erleichtert hatte – keine Banditen, sondern die offiziellen Behörden.

Während der Mann noch fleißig die wertlosen und sinnlosen Formulare ausfüllte, betrachtete ich die Schwalben. Gerne hätte ich ein Bild gemacht, aber die Kamera lag bei Ulrich im Wagen. Mit einem Foto dieser Kategorie hätte ich mich selbst bei National Geographic bewerben können – in diesem Zimmer lag der Zustand des ganzen Landes in einem Bild beschrieben.

Nach der Schwalbenstube kamen wir in einen weiteren Raum, viel kleiner als der erste, wo wir Angaben zu unserer Gesundheit machen sollten, über eventuelle Ansteckungen und Krankheiten. Aber der Beamte hatte scheinbar keine richtige Lust, und so waren wir hier sehr schnell fertig. Rupert und Sultan warteten noch auf mich, und dann konnten wir endlich das Gebäude nach draußen verlassen.

Im Schatten einiger Bäume warteten Ulrich, Abdul sowie Sultans Rechte Hand Anja aus Duschanbe, die vorsichtshalber noch einmal mit allen wichtigen Unterlagen zur Grenze gekommen war, falls bei uns etwas schief gegangen wäre. Aber so war ihre

Reise, glücklicherweise, umsonst. Über drei Stunden hatte sie sich durch die Hitze fahren lassen – alles nur wegen uns.

Wir stiegen wieder in die Wagen ein und fuhren in Richtung Duschanbe. Es war mittlerweile nach 14 Uhr und wir hatten so langsam Hunger bekommen, also baten wir Sultan doch eine Gaststätte anzufahren. Er meinte, dass sei kein Problem, nur noch ein paar Kilometer. Und so ging es auf durch Tadschikistan.

Was sofort auffiel war, dass während sich südlich des Flusses die Wüste ausbreitete, hier im Norden überall Grün war. Bewässerungsanbau, der dafür sorgte, dass die Wassermassen des Pjantsch niemals im Aral-See ankamen. Auch die Häuser waren auffällig modern. Wir waren fünf Tage lang an Lehmhütten vorbeigefahren, so dass Tadschikistan im Vergleich zu Afghanistan wie ein hoch entwickeltes Land wirkte. Aber auffällig war auch, dass die Leute hier viel unglücklicher wirkten. Die Lethargie über dem Land war deutlich zu spüren. Und während in Afghanistan überall Märkte und Geschäfte existierten, musste man nach Marktplätzen in Tadschikistan regelrecht suchen.

So fuhren wir also durch das Land, das nichtsdestotrotz zu einem der ärmsten der Welt gehört, und freuten uns auf unser Mittagessen. Rupert und Ulrich nickten zwischendurch immer wieder ein. Abdul war mittlerweile in den anderen Wagen umgestiegen, so dass wir nur noch zu viert im Jeep saßen.

Immer wenn ich Sultan fragte, wie weit es noch bis zum Essen sei, meinte er noch 20 Kilometer, da sei dann etwas, das er kenne. So ging das gut eine Stunde lang. Irgendwann hielten wir in einem Dorf im Landesinneren an einer Gaststätte am Wegesrand an. Sultan schien den Platz überhaupt nicht zu kennen, aber das war jetzt egal. Er orderte Essen und in der Küche schienen die Tadschiken aus ihrer Lethargie zu erwachen. Irgendwie hatte das ganze den Charme einer Kaschemme, aber das störte jetzt auch nicht mehr.

Es gab dann leckere Innereien oder was auch immer das Gebratene darstellte. Wir saßen auf dem Metallgestell und waren im Endeffekt nur noch kaputt von der Reise. Nachdem wir aufgegessen hatten, ging es dann weiter in Richtung Duschanbe.

Irgendwann am Nachmittag kamen wir dann in der Hauptstadt an. Sultan und Anja, die statt Abdul nun bei uns im Wagen mitfuhr, hatten einen Streit, über dessen Inhalt ich nichts mitbekam.

Wir langten irgendwann an Sultans Büro an. Für die letzte Nacht wollten wir nicht noch einmal in eine Extra-Wohnung, da Sultan im Büro ein Zimmer mit Betten zur Verfügung hatte. Die Reise war getan, und wir waren einfach nur geschafft. In einem der Räume von Sultans Büro stand ein Klavier. Das erste was Ulrich machte, nachdem wir angekommen waren, war ein wenig Klavier zu spielen – „Let it be“ von den Beatles mit meinem nach den Strapazen sehr krächzenden Gesang dazu.

Wir richteten uns im Zimmer ein und machten uns noch einmal frisch – duschen mit dem Wassereimer. Rupert wollte unbedingt auf dem Boden schlafen, Ulrich und ich bekamen die beiden Betten. Nachdem wir den Staub der Wüste abgelegt hatten, sollte es zum Essen noch einmal in die Stadt gehen. Wir ließen uns von Sultan in die Stadt fahren und landeten wieder an dem Restaurant, wo mit einem Frühstück unser Aufenthalt begonnen hatte. Am Abend war hier aber sichtlich mehr Betrieb als sonst. Wir setzten uns an einen Tisch draußen vor dem Lokal zu einem Tadschiken mit einem fast leeren Bier – sonst waren alle Tische belegt. Da Sultan nach Hause wollte, tauschte er für uns noch schnell ein paar Dollar um und bestellte unser Essen. Er fragte die Bedienung, was es denn alles gäbe. Rind, Fisch, Hähnchen – das war die Auswahl. Aber von Fisch und Hähnchen riet selbst unsere Bedienung uns ab, und so gab es dann Gebratenes vom Rind mit sehr viel Fett. Dazu Mineralwasser.

Sultan fuhr nach der Bestellung in Richtung Heimat davon. Es erwies sich als Vorteil, dass er bestellt hatte, denn die Bedienungen hier verstanden nur russisch und tadschikisch, aber kein Englisch. Das sollte auch eine Gruppe Japaner mitbekommen, die kurz nach uns auftauchte und krampfhaft versuchte bei einer schicken, blonden Bedienung, die hilflos lächelnd total überfordert war, etwas zu Essen zu bekommen.

Wir ließen uns das Mahl munden und die Erinnerungen und Erlebnisse der vergangenen Woche noch einmal Revue passieren. Auch der Wodka, sto gram, mundete recht gut. Als der erste alle war, wollte Ulrich noch einmal einen halben Liter nachbestellen. Ich verstand ihn irgendwie miss, und änderte die Bestellung in einfach 0,1 Liter um – an diesem Abend wirkte es ein wenig wie ein Fehler. Aber andererseits war es auch gut, dass wir nicht zu viel getrunken hatten.

Nachdem wir gezahlt hatten – mit dem Trinkgeld gab es erst ein paar Umrechnungsprobleme – ging es dann zu Fuß zurück zu unserer Unterkunft. Auf dem Weg kamen wir am erstaunlich wenig gesicherten Präsidentenpalast vorbei und

hatten eine Diskussion über die Grünen und ihre Bedeutung und Legitimation im heutigen Deutschland – das übliche also, wenn man fern der Heimat nach einigen leckeren Wodka Nachts nach Hause schlendert.

Der restlichen Weg durchs nächtliche Duschanbe machte keinerlei Probleme. Und auch die kleine Gasse mit Sultans Büro fanden wir auf Anhieb wieder. Sultans Angestellter öffnete uns die Tür und wir fielen nur noch ins Bett.

## **26. Juli – Kurzer Abschied und auf nach Hause**

Am Sonnabend Morgen standen wir um kurz nach sieben auf. Das Frühstück fiel diesmal mehr oder minder aus. Wir packten nur noch die Koffer und warteten dann auf Sultan, der eigentlich um acht da sein wollte, da bereits um zehn unser Flieger nach Istanbul abgehen sollte. Aber von Sultan war um acht noch keine Spur zu sehen. Um halb neun wurde Ulrich langsam ärgerlich. Als es auf neun Uhr zuging, wurden wir alle drei dann doch recht nervös. Ulrich rief in der deutschen Botschaft an, um für den Notfall noch eine Absicherung zu haben. Aber dann tauchte Sultan doch noch auf.

Auf den Hof ließen wir ihn diesmal gar nicht fahren, wir hatten alle Koffer ja schon bereit stehen. Es ging jetzt nur noch darum, so schnell wie möglich zum Flughafen zu kommen. „Zehn Minuten“, meinte Sultan. In der nächsten Gasse war erst mal Schluss, da stand dann nämlich ein Wagen und wurde gerade beladen. Also musste Sultan zurück und einen anderen Weg nehmen. So verwundert es nicht, dass aus zehn Minuten doch zwanzig geworden waren.

Auf dem Vorplatz zum Flughafen riefen uns die Kofferträgerjungen schon zu, wir sollten uns beeilen. Ein Foto vom Springbrunnen machte ich aber trotzdem noch. Drinnen im Flughafen ging es dann wieder sehr schnell. Sultan begrüßte erst mal den Piloten und auch den Beamten am Zoll kannte er gut, so dass wir in Nullkommanichts bei der Gepäckaufgabe waren.

Sultan wollte zwischendurch noch einmal schnell zu jemandem um Hallo zu sagen, und dann war er weg. Wir durchliefen die üblichen Prozeduren, Gepäck wiegen etc., und landeten dann bei der Passkontrolle. Aber auch hier lief alles glatt und ohne größere Probleme. In dem kleinen Raum vorm Rollfeld saßen wir dann und warteten. Sultan war noch nicht wieder aufgetaucht. Plötzlich hieß es, dass alle im

Raum Anwesenden schnell in den Bus zum Flieger steigen sollten. Draußen auf dem Rollfeld liefen jede Menge Soldaten herum. Eine Maschine der Ariana aus Afghanistan stand an einem roten Teppich – Staatsempfang in Tadschikistan. Der Verteidigungsminister aus Afghanistan war zu Gast in Duschanbe.

Wir wurden zu unserer Maschine gekarrt und durften dann einsteigen. Durch das Fenster versuchte ich noch eine Aufnahme vom Staatsempfang zu machen, aber da war nicht viel drin. Wir suchten uns unsere Plätze in der Kabine. Ich saß diesmal neben Rupert, da ich ihn ja noch interviewen wollte. Die ganzen fünf Tage über waren wir dazu nämlich überhaupt nicht gekommen.

Sultan hatte es übrigens nicht noch einmal geschafft bis in die Maschine zu kommen. So weit reichten selbst seine Beziehungen nicht. Als die Passagiere dann vollzählig waren und wir zur Startbahn rollten, sah ich ihn aber am Abfertigungsgebäude stehen. Ein wenig bedauerte ich es, dass wir uns nicht richtig verabschieden konnten und dass die Hektik des Morgens über den Erinnerungen lastete.

Dann hob der Flieger ab und es folgten viereinhalb Stunden Flug nach Istanbul, wo wir wieder über dem Geister-Flughafen einschwebten. Diesmal war sogar ein weiteres Flugzeug dort, von der Kirgisistan-Air. Wir verbrachten einmal mehr eine Stunde im Flughafen, Ulrich gab uns noch etwas zu trinken aus und beim Gucken im Duty-Free-Shop entschied ich mich, dass elf Dollar für 200 Gramm Schweizer Schokolade auch bei den hübschen Verkäuferinnen mit ihren schwarzen Tops und weißen Turnschuhen zu viel war. Selbst wenn diese nackt im Laden herumgelaufen wären.

Endlich wurden wir dann auch aufgerufen und der letzte Abschnitt unserer Reise begann. Der Flug nach München verlief ohne Zwischenfälle. Ulrich unterhielt sich im Flieger mit der neben ihm sitzenden Schweizerin. Sie war mit ihrem Mann bei der Caritas beschäftigt und sie hatten drei Wochen lang in einer abgelegenen Ecke des Landes gearbeitet. Was sie uns über das Demokratieverständnis der Tadschiken erzählten, war erstaunlich. Zumindest in dem Dorf, wo sie tätig waren, scheinen diese uns dort einiges voraus zu haben. Vielleicht liegt dies aber auch am positiven Einfluss von Schweizer Gedankengut, welches wohl schon aus der Tradition heraus mehr dazu geeignet ist, Menschen Demokratie zu lehren, als es ein George Bush junior mit seinem Waffenarsenal jemals sein wird.

Eigentlich hatten wir uns nach einer Woche drückender Hitze in Zentralasien auf Deutschland und seine Wolken gefreut. Aber auch in München begrüßte uns ein strahlend blauer Himmel, so dass wir noch nicht mit Abkühlung rechnen konnten. Die deutschen Passkontrollen waren einmal mehr ein Kontrastprogramm – Beamte in transparenten Glaskästen, denen man bei der Arbeit auf die Finger schauen konnte. So sollte das wohl sein.

Eine Tadschikin, die schon im Flieger sehr krank durch die Gegend lief, fiel mir auf. Sie sah hier in Deutschland nicht besser aus, aber wie es schien, hatte sie einen Deutschen geheiratet und war mit ihrem Sohn quasi auf dem Weg nach Hause.

Wir warteten in der Halle auf unsere Koffer. Die Reise ging nun ganz sicher zu Ende und mich umfing ein Hauch von Wehmut. Trotz Durchfalls und all der Strapazen war es eine gute Reise gewesen mit sehr guten Reisegefährten. Ich würde von den Eindrücken und Erlebnisse noch meinen Enkeln erzählen können und mit einem Mal schienen die tausend Euro, die mich allein der Flug gekostet hatte, alles Wert gewesen zu sein.

Ich verabschiedete mich schon einmal von Rupert und Ulrich und als wir endlich die Taschen hatten und aus dem Wartebereich in den öffentlichen Bereich herauskamen, ging der Abschied wieder schneller als erwartet. Meine Freundin wartete bereits auf mich und Ulrich und Rupert waren in die entgegengesetzte Richtung unterwegs um noch einen Kaffee zu trinken, bevor ihre Anschlussflieger nach Köln und Leipzig auch sie nach Hause bringen würden. Ich für meinen Teil blieb noch einen Tag in München und begab mich dann am nächsten Tag nach Hause.

In der S-Bahn zu unserer Unterkunft traf ich dann übrigens die beiden Schweizer noch einmal wieder. Die Münchener Innenstadt war dann der Kulturschock schlechthin. Was die Menschen hier an Markenklamotten am Leib trugen, reichte da, wo ich gerade hergekommen war, um ein ganzes Dorf ein Jahr ernähren zu können. Die Preise in den Schaufenstern waren einfach nur absurd. Und wenn man sich dann vorstellt, dass die Menschen in diesem Überfluss nur noch jammern können, dann fallen mir die Kinder aus Afghanistan ein, die immer freundlich lächelten, egal wie arm sie waren. Vielleicht fehlt uns nur ein großes Stück mehr Armut, damit wir auch in Deutschland wieder glücklich sein können.

**Ende**

**Interview mit Rupert Neudeck – 26. Juli 2003, irgendwo über der Türkei**  
(geführt von Martin Zenker)

**Frage:** Herr Neudeck, sie waren gerade zusammen mit dem Bundestagsabgeordneten Ulrich Kasparick für eine Woche in Afghanistan, um dort nach Betätigungsfeldern für ihre neue Hilfsorganisation „Grünhelme“ zu schauen. Wie sind sie mit den Ergebnissen dieser Woche zufrieden?

**Rupert Neudeck:**

Sehr, und zwar, weil ich noch mal nach sechs Monaten erfahren habe, dass das öffentliche Erscheinungsbild von Afghanistan in Deutschland und die Wirklichkeit vor Ort total anders sind. Die Deutschen haben die Vorstellung, die Afghanen laufen mit dem Messer zwischen den Zähnen herum und wollen uns umbringen. Deshalb hat es mich gefreut, dass das alles nicht so ist.

Auch bestätigt wurde ich darin, dass diese Gesellschaft zu vielem in der Lage ist. Man muss ihr nur eine helfende Hand geben, alles weitere machen sie schon selbst. Die Menschen sind von einer unglaublichen Freundlichkeit. Ich kenne kein Volk, wo man uns Deutschen gegenüber so aufgeschlossen ist.

**Frage:** Sie haben während dieser Reise auch nach einem Ort für ein Projekt der Grünhelme gesucht. Ist die Bergregion Mor Mul das, was sie sich vorgestellt haben?

**R.N.:** Ich konnte mir ja nichts vorstellen, weil ich ja nichts gesehen hatte. Aber für uns kommt nur so etwas wie Mor Mul in Frage. Es ist abgelegen, schwer mit Fahrzeugen zu erreichen, im Winter von der Außenwelt abgeschnitten – ein guter Ort. In diesem Ort werden unsere Mitarbeiter wahrscheinlich Könige, weil die Dorfbewohner haben das noch nie gehabt, dass da einer kommt und bleibt. Unsere Leute werden das Baumaterial besorgen, dort hinauf schaffen, die Schule bauen und gut.

Eines war noch wichtig, dass ich zum ersten Mal seit 15 Jahren ein Meeting in Afghanistan hatte ohne einen Commander und ohne bewaffnete Soldaten. Mein Mitarbeiter Taj meinte, das sei wohl das erste Dorf ohne Commander. Wir müssen dort etwas tun – ich weiß zwar noch nicht wie, aber wir müssen etwas tun.

**Frage:** Wie wird der Entscheidungsprozess über das Projekt in Deutschland aussehen?

**R.N.:** Das Wichtigste ist, dass wir unsere deutschen Landsleute erreichen, ihnen davon erzählen, damit sich das kleine Geld zu einem größeren Haufen auftürmt. Ich könnte mir einen Fesselballon vorstellen, der quer über Deutschland fliegt und auf dem unsere Kontonummer 20 000 08 und Deutsche Bank München steht. Natürlich muss ich mit meinen Vorstandskollegen beraten, ob unser drittes Projekt schnell auf den Weg kommt oder ob es wegen dem Geld erst nächstes Jahr startet. Ich würde nur gerne schon im September anfangen, dann könnte man den größten Teil der Schule schon vor dem Winter fertig haben und mit einer afghanischen Heizung Unterricht im Winter halten. Ich versuche immer noch die Leute zu finden, die das große Geld für die Parteien bringen und mit einem Bein oft schon fast im Gefängnis stehen. Die sollen das Geld lieber uns geben, da bewirkt es wirklich etwas und es ist auch noch legal. Wenn sich jemand findet, der uns einfach so 100000 oder 150000 Euro gibt, dann würde ich die Namen dieser Menschen ganz groß an der Schule anbringen. Das einfachste am ganzen Projekt ist die Handwerker zu finden, denn die haben wir schon auf unserer Liste.

**Frage:** Sie wurden auf dieser Tour vom Bundestagsabgeordneten Ulrich Kasparick begleitet. Welche Impulse erhoffen sie sich von seiner Teilnahme?

**R.N.:** Das ist das erste Mal, dass ich seit Norbert Blüm vor eineinhalb Jahren einen Bundestagsabgeordneten auf unkonventionellen Wegen nach Afghanistan locken konnte. Ich erhoffe mir davon dreierlei: Einmal, dass die deutsche Entwicklungshilfe das tut, was sie vor über einem Jahr versprochen hat: aus Kabul heraus zu gehen. Wir sind genau durch jene drei Provinzen gekommen (Taxhar, Kunduz, Balkh), wo man dies ohne eine Stunde Verzögerung beschließen kann: „Wir fangen da an.“ Das zweite ist, dass ich mir erhoffe, dass die Stimmung sowohl bei unseren Bundestagsabgeordneten als auch bei der Bevölkerung im Bezug auf Afghanistan wieder besser wird. Das dritte, das ich mir wünsche, ist, dass es uns und vor allem Ulrich mit seinen Möglichkeiten gelingt, eine deutsche Partneruniversität für die Balkh-Universität in Mazar zu finden.

**Frage:** Wie sehen sie nach dieser Reise die Zukunft Afghanistans?

**R.N.:** Ich sehe die Zukunft ganz positiv und optimistisch. Das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit wird sich das Ende des Krieges nicht mehr aus der Hand nehmen lassen. Ich habe in den letzten 23 Jahren bestimmt zehn Länder erlebt, die zusammengebrochen sind aufgrund eines furchtbaren Krieges. Aber keines dieser Länder hat ein Jahr später schon mit eigenen Anstrengungen eine Rekordernte eingefahren. Ich habe am Ende des Krieges gedacht, der Erneuerungsprozess wird 14 Jahre dauern, und ich bin jetzt überzeugt, dass er nur fünf bis zehn dauern wird.

**Frage:** Zu einer persönlichen Frage. Sie sind jetzt 64 Jahre alt. Haben sie da Pläne, sich irgendwann zur Ruhe zu setzen?

**R.N.:** Wenn ich wüsste was das ist.... Ich glaube Ruhe ist ein miserabler, menschlicher Aggregatzustand. Wer ruht rostet. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich mal so blöd sein werde mir das anzutun.

**Frage:** Sie haben, nachdem sie den Kapitänsposten bei Cap Anamur abgegeben haben, gleich mit dem Aufbau der Grünhelme begonnen. Warum?

**R.N.:** Zwei Gründe: Das eine ist, dass es ganz wichtig ist für eine Organisation, dass sie nicht länger als 20 Jahre von einem beherrscht wird, sonst stirbt sie irgendwann. Ich habe es fünf Jahre lang versucht, den Cap Anamur-Vorsitz abzugeben und bin zwei mal damit gescheitert. Jetzt habe ich es geschafft. Ich hatte aber schon noch die Vorstellung, noch mal was neues zu machen. Ich bin mir auch ganz sicher, dass dieses Projekt Grünhelme etwas ganz Neues ist, dass wir jungen Menschen die Möglichkeit geben, sich auszuzeichnen gegenüber allem anderen. Und ich habe es auch selbst als unheimlich wertvoll empfunden für mich ganz persönlich: die Mühen der einzelnen Ebenen zu erleben, ohne eine große Organisation im Rücken anzufangen, da lernt man wieder eine ganze Menge über sich selbst. Zum Beispiel was so ein Flug nach Duschambe kostet, das ist existenziell wichtig, weil das muss ich selbst bezahlen. Oder wie schwierig es ist, einen Verein zu Gründen, die Gemeinnützigkeit zu bekommen, diese irrwitzigen, notariellen Beglaubigungen zu besorgen, was man da alles so braucht. Das ist gut, diese Erfahrung noch einmal zu machen, weil man das bereits vergessen hat.

Und dann können wir mit den Grünhelmen vielleicht noch eine Spur radikaler sein. Die verdienen nämlich wirklich in drei Monaten gar nichts. Und das war eigentlich die Vorstellung von Kennedys Peace Corps von vor 40 Jahren, dass man nur so an die Menschen ran kommt, wenn man für sich selbst nichts dabei raus holt, nichts verdient.

Diese neue Organisation ist jetzt gerade vier Monate an der Arbeit und sie hat einen Weltrekord geschafft – sie hat nämlich Verwaltungskosten bis heute von 0,0 Prozent. Das gehört ins Guinness-Buch der Rekorde, da bin ich der festen Überzeugung.